Nr. 234. Sonntag, 4. Oktober. 1896

Erscheint täglich mit Ausnahme der Montage und Feiertage.
Abonnementspreis für Danzig monatl. 30 Pf. (täglich frei ins Haus), in den Abholestellen und der Expedition abgeholt 20 Pf.
Vierteljährlich 90 Pf. frei ins Haus 60 Pf. bei Abholung.
Durch alle Postanstalten 1,00 Mk. pro Quartal, mit Briefträgerbestellgeld 1 Mk. 40 Pf.
Sprechstunden der Redaktion 11—12 Uhr Vorm.
Ketterhagergasse Nr. 4.
XV. Jahrgang.

Danziger Courier.

Kleine Danziger Zeitung für Stadt und Land.

Organ für Jedermann aus dem Volke.

Inseraten-Annahme Ketterhagergasse Nr. 4.
Die Expedition ist zur Annahme von Inseraten Vormittags von 8 bis Nachmittags 7 Uhr geöffnet.
Auswärt. Annoncen-Agenturen in Berlin, Hamburg, Frankfurt a. M., Stettin, Leipzig, Dresden N. 2c.
Rudolf Mosse, Haasenstein und Vogler, R. Steiner, G. L. Daube & Co. Emil Kreidner.
Inseratenpr. für 1spaltige Zeile 20 Pfg. Bei größeren Aufträgen u. Wiederholung Rabatt

Weibliche Aerzte.

Der achttägige **Frauencongreß in Berlin** hat sich mit vielen und verschiedenartigen Dingen beschäftigt, eines der wichtigsten und dringlichsten ist leider dabei etwas zu kurz gekommen: die Zulassung der Frauen zur ärztlichen Thätigkeit.

Nichts ist schwerer, als Gründe gegen diese Forderung, nichts leichter, als Gründe für sie zu finden. Es ist durchaus natürlich, daß Frauen wünschen müssen, namentlich bei Frauenkrankheiten von Frauen behandelt zu werden. Die Aerzte klagen darüber, daß es viele Frauen giebt, die nur die zwingendste Nothwendigkeit zum Arzt treibt, während sie sich leicht entschließen würden, wegen Symptome, die ihnen nur als unbequem erscheinen, sich einem weiblichen Arzte anzuvertrauen. Welch' unermeßlicher Schaden geschieht Jahr aus Jahr ein durch diese nur zu leicht begreifliche weibliche Schamhaftigkeit. Eine Reihe der schwersten Frauenkrankheiten bietet im Anfang nur geringe Symptome; hier ist die rechtzeitige Erkenntniß der Gefahr, so lange Hilfe noch möglich ist, von der größten Bedeutung. Es ist eine traurige Erfahrung, daß viele dieser Leiden nie mehr vollständig geheilt werden, weil die Leidenden sich zu spät entschlossen, ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen. Dem ebenso landläufigen wie unbewiesenen Einwand, daß die Frau sich zum Arzte nicht eigne, kann man die einleuchtendere Behauptung entgegen setzen, daß niemand sich so zum Frauenarzte eigne als die Frau, da diese am eigenen Körper und an der eigenen Seele alle die zahllosen Einflüsse studiren und beobachten kann, die der Frauengesundheit schädlich und die ihr nützlich sind.

Nicht minder abgenutzt ist der Einwand, daß das Medizinstudium der Frauen gegen die Sittlichkeit verstoße. Sicherlich bedarf das starkgeistige Mädchen, welches sich zum Studium der Medizin entschließt, einer gewissen Ueberwindung der angeborenen weiblichen Zurückhaltung. Aber man soll nicht übersehen, daß das objective wissenschaftliche Interesse ihr diese Ueberwindung erleichtert, während die Frau als Patientin einer weit größeren Ueberwindung des Schamgefühls sich unterziehen muß, die ihr ganzes subjectives weibliches Ich berührt, und die durch die gewaltige innere Erregung, welche sie mit sich bringt, den Krankheitszustand nicht selten in bedenklicher Weise verschlimmert. Aber weiter: Bedürfen denn die Malerinnen nicht auch der Kenntniß der Anatomie, müssen denn unsere Krankenpflegerinnen nicht auch mancherlei chirurgische und anatomische Kenntnisse besitzen, ohne daß ihr Schamgefühl im geringsten dabei in Frage gestellt wird; haben wir nicht auch Hebeammen und weibliche Heilgehilfen?

Aber wie wenig auch gegen und wie vieles für die Erreichung des zu erstrebenden Zieles geltend gemacht werden kann, noch sind wir weit von ihm entfernt. Zwar von Reichs wegen wird den weiblichen Aerzten nichts in den Weg gelegt, denn das Reichsgesetz spricht nicht von ärztlich vorgebildeten Männern, sondern nur von ärztlich vorgebildeten Personen. Aber die Einzelstaaten machen die Approbation als Arzt unmöglich, weil sie sich weigern, solche Unterrichtsanstalten zu schaffen, an denen Frauen die erforderliche, gesetzlich vorgeschriebene Vorbildung gleich den Männern sich erwerben können. Eine Frau, die in Deutschland den ärztlichen Beruf ausüben will, hat mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, die nur wenige zu überwinden im Stande sind. Sie muß im Auslande studiren, im Auslande das Examen machen; und selbst dann hat sie noch mit nicht geringen Widerwärtigkeiten und mit dem Vorurtheil der Menschen, ja selbst der Frauen zu kämpfen. Aber trotz aller Hindernisse vermag man auch hier den Fortschritt nicht zu verhindern, das zeigt das Beispiel der Reichshauptstadt, in der eine langsam anwachsende Zahl weiblicher Aerzte eine umfangreiche und vielgesuchte Thätigkeit ausübt. In dem Kampfe von Gewohnheit und Vorurtheil gegen die natürliche und vernünftige Entwickelung muß doch diese, soviel ihr auch in den Weg gelegt wird, zum Schluß den Sieg erringen.

Politische Tagesschau.

Danzig, 3. Oktober.

Keine Verdunkelungen!

Die Erörterung der Frage über Maßregeln, welche eine Erleichterung der Einrichtung von Fideicommissen zum Zweck haben, scheint an gewissen Stellen in diesem Augenblick unbequem zu sein. Weshalb, wissen wir nicht. Thatsache ist, daß der Versuch gemacht wird, abzuwiegeln. Dem gegenüber möchten wir dem Gedächtniß derjenigen, welche mit der Abwiegelung betraut sind, etwas zu Hilfe kommen. Es bestehen über diese Frage officielle, s. Z. veröffentlichte Vorverhandlungen. Bei der Berathung des Stempelsteuergesetzes im Herrenhause am 8. Juni 1895 hat der Finanzminister Miquel mit Bezug auf die Anträge, welche den Fideicommißstempel herabsetzen sollten, Folgendes erklärt:

„In der Commission habe ich gesagt, daß die Staatsregierung auf dem Boden stehe, daß das Fideicommiß staatlich, politisch und wirthschaftlich nicht zu verwerfen sei, daß aber eine Reform unseres heutigen Fideicommißwesens eine unerläßliche Nothwendigkeit wäre. Man hat mir in dieser Beziehung anscheinend nicht recht geglaubt und ich habe daher Veranlassung genommen, einen Beschluß des Staatsministeriums in dieser Beziehung zu erbitten, und dieser Beschluß des Staatsministeriums entspricht vollständig dem Inhalt der Resolution, welche die Commission beantragt."

Die in Rede stehende Resolution lautet: Das Herrenhaus wolle beschließen, die königl. Staatsregierung zu ersuchen, dem Landtage einen Gesetzentwurf wegen anderweitiger Regelung des Fideicommißwesens baldmöglichst vorzulegen und dabei auch eine Ermäßigung der Stempelkosten für Fideicommißstiftungen, insbesondere auch durch die Werthbemessung nach dem dauernden Ertrage in Betracht zu ziehen. Diese Resolution sowohl, wie die weitere, das Staatsministerium zu ersuchen, **die Bildung bäuerlicher Fideicommisse zu ermäßigtem Stempelsatz zu ermöglichen,** wurden, wie der Präsident constatirte, ohne Widerspruch angenommen. Zu der zweiten Resolution, welche auf einem Antrage des Grafen zu Inn- und Knyphausen beruhte, hatte der Finanzminister in der Commission erklärt: „Die bestehende Fideicommißgesetzgebung passe auf bäuerliche Verhältnisse nicht und es solle in Folge dessen erklärt werden, daß bei dem Worte „bäuerliche Fideicommisse" es nur ankomme auf die **Bindung des Besitzes,** auf Schaffung geschlossenen Besitzes."

Die förmliche Zustimmung des Staatsministeriums zu den Resolutionen war der Preis, der den Agrariern geboten wurde für den Verzicht auf die Aufnahme einer sofortigen gesetzlichen Ermäßigung des bestehenden Fideicommißstempels in das Stempelsteuergesetz und damit für die Annahme des Gesetzes nach den Beschlüssen des Abgeordnetenhauses. Allerdings hat der Finanzminister den Agrariern nur einen Wechsel auf die Zukunft ausgestellt. Wer sich die Mühe giebt, die Rede des Finanzministers über eine Reform des Fideicommißwesens nachzulesen, wird schwer begreifen, daß dieselbe an der — angeblichen — Abneigung des Landwirthschaftsministers gegen die „durchgehende" Erleichterung des Fideicommißwesens scheitern könnte. Ueber die wirthschaftliche Seite der Frage, die jetzt allein der Prüfung durch den Minister v. Hammerstein unterliegen soll, hat der Finanzminister sich in sehr eingehender Weise vernehmen lassen.

Erbrecht für ländliche Grundstücke.

Berlin, 2. Okt. Die Landwirthschaftskammern werden sich demnächst mit der Frage beschäftigen, ob und welche Aenderungen des Erbrechtes für ländliche Grundstücke im Sinne des für die Renten- und Ansiedelungsgüter bereits gesetzlich geregelten Erbrechtes in's Auge zu fassen sind. Um das dazu nöthige Material zu beschaffen, sind durch Landräthe und Gerichte Erhebungen über den thatsächlichen Zustand der Vererbung des ländlichen Groß- und des bäuerlichen Grundbesitzes angestellt worden. Die Ergebnisse dieser Erhebungen werden, wie die „Post" hört, im Seminar des Professors Sehring unter der persönlichen Leitung von Gelehrten provinzweise geordnet, wobei die Arbeiten schon so weit gefördert sind, daß ihre Veröffentlichung in kurzer Zeit erwartet werden kann.

Das Judenthum in Schweden.

Welche Stellung die Juden in Schweden einnehmen, und in welchem Ansehen einzelne von ihnen bei dem hochgebildeten König Oscar stehen, mag folgende Mittheilung aus Stockholm an die „Allg. Ztg. des Judenthums" beweisen. Der früher bei der israelitischen Gemeinde in Elbing hervorragend beliebte und durch seine theologische und philosophische Bildung ausgezeichnete Rabbiner Dr. Klein waltet seit ca. 15 Jahren hier seines Amtes und genießt nicht nur bei unseren Glaubensgenossen, sondern auch bei allen Gebildeten und speciell bei seinen christlichen Amtsbrüdern das höchste Ansehen. Seit mehreren Jahren docirt Dr. Klein an der Universität Upsala und ist für seine Thätigkeit an derselben bereits durch Verleihung eines Ordens ausgezeichnet worden. König Oscar, der von allen Vorgängen im Lande auf das genaueste unterrichtet ist, hat auch von diesen Vorlesungen Notiz genommen und vor einiger Zeit Dr. Klein zu sich befohlen. In einer längeren Audienz ertheilte der König Dr. Klein den ehrenden Auftrag, im Herbste ihm und einigen Auserwählten im Schlosse über einige Fragen strengwissenschaftlicher Natur Vorträge zu halten. Die Themata dürften die Ursprünge des Judenthums und Christenthums, jüdische Philosophie und Mystik und anderes behandeln. Wo solchen Männern Gelegenheit gegeben wird, ihr Wissen über das Wesen des Judenthums der Allgemeinheit zugänglich zu machen, ist natürlich an eine Entfaltung des Antisemitismus nicht zu denken.

Weiter abwärts

geht es mit **Cuba.** Heute liegt wieder einmal eine bedenkliche Hiobspost vor. Durch die große Dürre und die fortgesetzten Verwüstungen der Aufständischen ist fast die ganze Ernte ausgefallen und es ist eine große Hungersnoth ausgebrochen. General Weyler hat schon dringend um Nahrungsmittel für die Truppen ersucht.

Officiell wird aus Madrid gemeldet: **Die Aufständischen unter dem Oberbefehl Maceos,** welche 4 Geschütze mit sich führten, griffen die Spanier bei Mantua an, wurden aber zurückgeschlagen. Die spanischen Truppen verloren 6 Todte und 40 Verwundete, die Aufständischen 19 Todte und zahlreiche Verwundete. Aus dem Vorfall wird gefolgert, daß die Aufständischen im Besitz von Artillerie sind, welche aus den Vereinigten Staaten stammt.

Der Aufstand der Wahehe.

Berlin, 2. Okt. Dem „Lok.-Anz." wird aus Dar-es-Salaam gemeldet, daß nach dem Abmarsche des Compagnieführers Prince nach Uhehe weitere Nachrichten über den Aufstand der Wahehe eingelaufen sind, die ein Zusammenziehen der auf den Küstenstationen nur irgend zu entbehrenden Mannschaften der Schutztruppe zur Folge hatten. Dem bekanntlich auf einer Inspectionsreise nach dem Innern begriffenen Oberstlieutenant v. Trotha sind Eilboten nachgesandt worden, damit dieser im Nothfalle mit seinem Corps die Reise abkürzt und von Tabora aus auf Uhehe vormarschiren kann. Die Kriegsschiffe „Seeadler" und „Condor", die sonst meistens auf der Rhede von Zanzibar liegen, sollen gegebenen Falles die geschwächten Küstenbesatzungen ergänzen und werden zu diesem Behufe in Dar-es-Salaam bezüglich in Kilwa stationirt.

Deutsches Reich.

Berlin, 2. Oktober. Die Gesammtauflage der hiesigen **Anarchistenblätter** „Socialist" und „Armer Conrad" ist heute **beschlagnahmt** worden.

— Von der **Handwerkervorlage** sagen die Berliner „Neuesten Nachrichten", sie werde dem Handwerk schwerlich Segen bringen. Ein Gesetz, das in so vielen Kreisen nur mit Unwillen und Erbitterung aufgenommen wird, wie dieses, und das wahrscheinlich drei Viertel der davon Betroffenen zu Gegnern hat (macht doch die in den Innungen organisirte Handwerkerschaft nur den zehnten Theil aller derer aus, die dem Handwerk zugehören), kann nur schädlich wirken. Das Handwerk vor dem Untergange zu retten, giebt es nur einen Weg, die Erhöhung der Intelligenz des Handwerkers durch Vermehrung der Fortbildungsschulen und Förderung der genossenschaftlichen Bestrebungen, ein langsam aber jedenfalls ohne schwere Gefahren zum Ziele führender Weg.

* **Ein Deserteur aus dem Feldzuge von 1870/71** wurde in der Uniform seines früheren Truppentheils, des in Frankfurt a. O. garnisonirenden Leib-Grenadier-Regiments, zur Abbüßung der ihm zuerkannten Strafen in das Centralgefängniß zu Kottbus eingeliefert. Der nahezu 50jährige, grauhaarige Mann in der Soldatenuniform bot einen ganz eigenartigen Anblick dar.

* **Zum nationalliberalen Parteitage** nimmt im „Leipziger Tgbl." **Prof. Karl Biedermann** das Wort, in der Absicht, einen Boden für die Einigung zu gewinnen. Den Kern seiner Ausführungen bildet Folgendes:

„Die Gefahr trennender Meinungsverschiedenheiten liegt bekanntlich auf dem wirthschaftlichen Gebiete. Hier möchte Eines unumgänglich sein, nämlich: gewisse Grenzpunkte zu fixiren, über welche hinaus weder die Partei als solche (was sicherlich nicht geschehen wird), noch aber auch der einzelne Parteigenosse auf eigene Hand gehen dürfe. Als solche Grenzpunkte möchten wohl zweifellos zu bezeichnen sein: 1. das Verhalten zu Anträgen, welche, wie der Antrag Kanitz und verwandte, durch die geforderte Verstaatlichung ganzer wichtiger Zweige unseres Handels uns dem socialistischen Gesellschaftsideal entgegenführen würden; 2. ebenso zu Anträgen, deren Durchführung uns in eine längst überlebte Zeit zurückzuwerfen droht, wie die Anträge auf Zwangs-Innung mit Befähigungsnachweis. Nahezu, wenn auch nicht ganz dasselbe gilt von den Versuchen, unsere erprobte Goldwährung rückgängig zu machen und damit eine gefährliche Verwirrung in unserem Geldwesen herbeizuführen."

* **Heringsfischerei.** Von den zur Förderung der Hochseefischerei bisher aufgewendeten Staatsmitteln hat den größten Theil die Heringsfischerei erfordert, die aber auch mit steigendem Erfolg betrieben wird. Insgesammt wurde die Heringsfischerei von der deutschen Küste aus 1895 mit 52 Loggern (je 14 bis 15 Mann Besatzung) betrieben, deren Fang auf über 50 000 Faß Hering zum Werthe von über 1 Million Mark anzunehmen ist. Trotzdem deckt der deutsche Heringsfang, wie schon einmal betont wurde, erst 4 Proc. unseres Bedarfs, und unsere Einfuhr beträgt noch durchschnittlich 1 Million Tonnen im Werthe von 40 Millionen Mark.

Coloniales.

* **Das Verfahren gegen Dr. Peters** hat durch seine Uebersiedelung nach England keine Unterbrechung erfahren. Dr. Peters hat seiner vorgesetzten Behörde seinen gegenwärtigen Aufenthaltsort angezeigt und hält sich zu ihrer Verfügung. Er ist auch zu Anfang dieses Monats einer Vorladung des die Untersuchung gegen ihn führenden Geheimraths Schwarzkoppen von England aus gefolgt und zu seiner verantwortlichen Vernehmung in Berlin gewesen. Wie die „St. Z." wissen will, ist nunmehr auch der Aufenthalt des Bischofs Tucker ermittelt worden. Er hält sich gegenwärtig in Zanzibar auf, und seine Vernehmung dürfte inzwischen bereits erfolgt sein. Ebenso ist es gelungen, den Aufenthalt der übrigen noch ausstehenden Zeugen zu ermitteln, so daß der Abschluß des Ermittelungsverfahrens in Kürze bevorsteht. Bei dieser Gelegenheit wollen wir noch erwähnen, daß eine Strophe des im Mai 1884 unter der Ueberschrift: „Deutsches Trutzlied" von Friedrich Lange gedichteten Ganges an Peters lautete:

Sie sind dieselben, die sie waren,
Sie haben Hutten einst verbannt,
Kolumbus drohend angefahren,
Und Gracchus in den Tod gesandt.
Pedanten, Krämerseelen, Tadler,
Wein her! Die Kehle trocknet ein,
Und auf dein Wohl, du junger Adler.
Wir wollen unverdrossen sein.

* **Unter dem Titel „Tropenkoller"** erschien im vorigen Jahre in der „Täglichen Rundschau" ein Roman, dessen Verfasserin die Freiin **Ida v. Bülow** ist. In diesem Roman beleuchtete die Verfasserin, welche in Ost-Afrika sich aufgehalten hat, viele dorthin entsandte Beamte in abfälliger Weise. Eine der Hauptfiguren in dem Roman ist der Straßenbaudirector Grahn, der eine wenig rühmenswerthe Rolle spielt. Der damals in Tanga stationirte Regierungs-Bauinspector **Bernhardt** glaubte, daß er für jene Romanfigur als Vorbild genommen worden sei. Er stellte gegen Frl. v. Bülow Strafantrag wegen Beleidigung. Am Mittwoch sollte die Sache vor dem Schöffengericht zum Austrag gebracht werden. Die Parteien waren persönlich zur Stelle. Nach langen Verhandlungen kam es zu einem Vergleich. Die Beklagte gab folgende Erklärung ab: Mit Bezug auf meinen in der „Tägl. Rundschau" veröffentlichten Roman „Tropenkoller" erkläre ich, daß derselbe sich zwar an Ereignisse und Personen anlehnt, daß aber der Straßenbaudirector Grahn ebenso wie die übrigen Personen meine dichterischen Schöpfungen sind, und daß es mir fern gelegen hat, den Straßenbau-Inspector Bernhardt zu beleidigen. — Diese Erklärung soll auf Kosten der Beklagten in der „Täglichen Rundschau", der „Colonial-Zeitung" und einer in Zanzibar erscheinenden englischen Zeitung veröffentlicht werden.

Danziger Lokal-Zeitung.

Danzig, 3. Oktober.

Wetteraussichten für Sonntag, 4. Okt.,
und zwar für das nordöstliche Deutschland:
Wolkig mit Sonnenschein, Strichregen, **normal** temperirt. Lebhafter Wind.

Der Kaiser hat heute Vormittag seinen Jagdaufenthalt in Rominten beendigt. Wie uns ein Telegramm aus Theerbude meldet, hat sich Kaiser Wilhelm heute gleich nach der Frühpürsche im Revier Nassawen von dort zu Wagen nach Trakehnen begeben, um von dort aus die Fahrt nach Marienburg und Danzig anzutreten. Beim Abschiede erhielten der Oberförster Ehlers-Warnen den Kronenorden, die Förster Angern-Hirschthal und Simonowski-Jagdbude Dienstauszeichnungen.

Inzwischen war bis heute Mittags die Ausschmückung der Einzugsstraße des Kaisers in Langfuhr so ziemlich beendigt. An der Bahnhofsrampe, die mit vielen Topfgewächsen, Blattpflanzen und Guirlanden lebhaft geschmückt war, begann die via triumphalis, welche in den Kastanienweg einmündete. Die Ausschmückung des neuen Casinos in Langfuhr durch Blumen und Pflanzen hatte Herr Hoflieferant Brüggemann bewirkt. Der Eingang war sehr reich mit Lorbeerbäumen besetzt, auch das schöne Bild Friedrichs des Großen war mit Lorbeerkränzen umwunden. Der Saal war glänzend decorirt, und das in demselben prangende Bild des Kaisers mit Schlingpflanzen umwunden. Einen reichen Festschmuck hatte auch die Tafel erhalten, auf welcher drei silberne Aufsätze, die mit Blumen gefüllt sind, aufgestellt waren.

Ueber die Ankunft des Kaisers **können wir** erst in nächster Nummer berichten.

* * *

* **Erster Besuch Kaiser Wilhelms II.** Kaiser Wilhelm besuchte seit seiner Thronbesteigung heute zum dritten Male — abgesehen von den beiden Besuchen zur Flottenschau auf unserer Rhede 1894 und 1895 — unsere Stadt, diesmal allerdings nur für wenige Abendstunden. Aus dieser Veranlassung dürfte unseren Lesern ein Rückblick auf den feierlichen Kaiserbesuch in Danzig am 16. und 17. Mai willkommen sein. Der Kaiser kam damals von einer Heeresschau in Königsberg. Er stieg bereits bei der Schichau'schen Werft aus, wo er die in Bau begriffene Kreuzercorvette besichtigte, und fuhr dann in einer Barkasse nach der vor der kaiserlichen Werft liegenden „Hohenzollern". Diese Yacht verließ er am 16. Mai Vormittags und fuhr unter dem Geläute aller Glocken auf dem festlich geschmückten Dampfer „Gotthilf Hagen" in die Stadt ein. Die Danziger Gewerke bildeten auf beiden Seiten der reich beflaggten Wasserstraße Spalier. An der Landungsstelle vor dem Langenmarkt hatte das Offiziercorps der Garnison Aufstellung genommen, an deren Spitze der Kriegsminister. Am Artushof empfingen der Ministerpräsident Graf Eulenburg, der Oberpräsident v. Goßler, die Spitzen der Civilbehörden und die städtischen Behörden den Kaiser, der in der Uniform des Leibhusaren-Regiments unter dem Hurrah der Bevölkerung erschien. Der neue Oberbürgermeister Baumbach begrüßte ihn und überreichte den Ehrentrunk der Stadt, in 1857er Steinberger Cabinet bestehend, in goldenem Pokal, der bei gleichem Anlasse den drei letzten Königen credenzt worden war. Der Kaiser trank, für den freundlichen Empfang dankend, auf das Wohlergehen der Stadt Danzig, die stets blühen und ihm gleiche Treue, wie seinen Vorfahren, bewahren möge. Alsdann folgte die Besichtigung des Rathhauses, wo junge Damen im Namen des Danziger Rathes einen Strauß überreichten, sowie die Besichtigung der Marienkirche, wo der Kaiser mit Festgesang begrüßt wurde. Der dortigen Geistlichkeit theilte er mit, daß er die Absicht habe, diesen stattlichen Dom, ebenso wie dies Friedrich Wilhelm IV. gethan, durch ein farbiges Glasfenster schmücken zu lassen. Von der Kirche begab er sich nach der Kaserne des 1. Leibhusarenregiments, wo beim Offiziercorps das Frühstück eingenommen wurde. Auf das Hoch des Obersten v. Geldern sprach der Monarch seinen Dank aus

und er verlieh dem Regimente die Führung eines weißen Todtenkopfes auf schwarzem Grunde als Lanzenflagge. Ein besonders lebhaftes Bild bot sodann das Festmahl der Provinz im Landeshause, wo die Vertreter und vornehmsten Männer Westpreußens an vier Tafeln versammelt waren. Der Vorsitzende des Provinziallandtages, **v. Graß-Klanin**, brachte, neben einem Rückblick auf die Geschichte der Provinz, in schwungvollen Worten einen patriotisch gehaltenen Toast aus. In seiner Antwort gab der Kaiser, wie in Stettin, seinen Gefühlen der Erinnerung an die Feste Ausdruck, die sein Großvater und sein Vater hier gefeiert, und wie er unter des letzteren Leitung die Stadt, ihre künstlerischen Schätze und geschichtlichen Denkmäler kennen gelernt habe. Dann fuhr er fort:

„Ich habe das feste Vertrauen, daß dieses kernige Volk der Westpreußen, das schon so viel für Mein Haus und Mein Land gethan, welches die hervorragenden Eigenschaften des Fleißes und der Arbeitsamkeit, der Hingabe bis auf das Aeußerste besitzt, dessen Söhne mit Freuden in jener Schaar der Auserwählten stehen, die stahlbewährt den Todtenkopf am Haupte führen, daß die Söhne dieses Landes in Geduld sich darin ergeben, was uns der Himmel schickt, und vertrauend erwarten, was mit Gottes Hilfe im Laufe arbeitsamer Jahre für sie zu thun Mir gelingen wird."

Nach der Parade der Garnison am folgenden Vormittage, den **17. Mai**, sprach sich der Kaiser bei der allgemeinen Kritik sehr anerkennend über die Haltung der Truppen aus und bemerkte u. a., sein Großvater habe einst gesagt, man dürfe nur die Spielleute sehen, so wisse man, was von einem Regiment zu halten sei. Das habe heute hier zugetroffen. Die Spielleute seien vorzüglich, die Regimenter vortrefflich. Eine bessere Parade bekomme er auch in Berlin nicht zu sehen. Man habe ihm hier stramme, sehr gut ausgebildete und kriegsbereite Truppen vorgeführt. Um 4 Uhr fand in Gegenwart des Kaisers, der die Marineuniform angelegt hatte, die Taufe eines Kreuzers statt, der den Namen „Kormoran" erhielt. Ein Festmahl beim Oberpräsidenten v. Goßler schloß die Danziger Festlichkeiten. Der Kaiser besichtigte am 18. Mai die Arbeiten für den Durchstich der Nehrung bei Siedlersfähre und für die Herstellung der neuen Weichselmündung. Er nahm ein Geschenk der Nehrungsfischer, einen über zwei Centner schweren Riesenstör, entgegen und wurde auch von der italienischen Arbeiterabtheilung mit Evvivarufen begrüßt. Auf dem grünen Moosteppich am Meeresstrande wurde ihm von Ehrenjungfrauen eine Kranzspende dargebracht. In Dirschau wurde er lebhaft begrüßt, in Marienburg besichtigte er die Arbeiten zur Wiederherstellung des Schlosses und begab sich nach der Ankunft in Schlobitten mit dem Grafen Dohna auf die Pürschjagd, die jedoch durch schlechtes Wetter auch am 20. Mai beeinträchtigt wurde. Am 21. Mai, auf der Fahrt nach Pröckelwitz erlitt der kaiserliche Wagen durch ein wild gewordenes Pferd einen kleinen Unfall. Hier blieb der Kaiser bis zum 29. Mai, in der Zwischenzeit besuchte er nur die Stadt Elbing auf kurze Zeit.

*

Herr Generalmajor v. Geebach, der neue Brigadier der 16. Feldartillerie-Brigade, ist gestern Abend hier eingetroffen und hat im Hotel du Nord Wohnung genommen.

*

Uebergabe der neuen Hafen-Feuerwache. Heute Vormittag wurde die Feuerwache der Eisenbahnverwaltung an dem Hafenbassin in Neufahrwasser ihrer Bestimmung übergeben. Zur Einweihung hatten sich in dem festlich geschmückten Schuppen, der zwei Ausfahrten hat, als Vertreter der Eisenbahnverwaltung die Herren Eisenbahn-Director Holzheuer, Regierungsrath Mallison, Regierungs- und Baurath Seliger, Bauinspectoren Deufel und Gadow, Regierungs-Baumeister Kuntz-Dirschau und Bahnmeister Simon-Neufahrwasser, seitens der Regierung die Herren Regierungs-Assessor v. Steinmann und Bauinspector Holmgreen, seitens des Landkreises Danzig die Herren Landrath **Dr. Maurach** und Kreisbaumeister Nath, seitens des Magistrats die Herren Stadtrath Claassen und Branddirector Bade und von den betheiligten Firmen die Herren Wieler, Director Müller-Neufahrwasser und Krogoll eingefunden. Herr Regierungsrath **Mallison** wies darauf hin, daß die Errichtung dieser Feuerwache von nicht zu unterschätzender Bedeutung für den Handel Danzigs sei, denn wenn die bedeutenden Werthe durch Feuer zerstört würden, so würde nicht allein ein großer materieller Schade entstehen, sondern es sei auch zu befürchten, daß der Zucker- und Spiritushandel, der dann für eine längere Zeit still liegen müßte, andere Wege einschlagen würde. Der Herr Minister Thielen habe deshalb den Antrage des früheren Betriebsamtes und der jetzigen Eisenbahndirection Danzig auf Errichtung einer Feuerwache am Hafenbassin genehmigt. Der Redner dankte dann dem Vorsteheramt der Kaufmannschaft, den betheiligten Firmen: der mitteldeutschen Creditbank, Wieler u. Hartmann, Johs. Ick, E. Berenz für ihre thatkräftige Unterstützung des Unternehmens, dem Kreise Danziger Höhe und der Creditbank für die unentgeltliche Hergabe des Geländes, dem Magistrat für die Stellung einer Feuerwache und Herrn Stadtrath Kosmack für die Förderung der Anlage. Hierauf begrüßte Herr Regierungsrath Mallison die Mannschaften der städt. Feuerwehr, die immer bereit seien, nec temere nec timide ihre schwere Pflicht zu erfüllen, und schloß mit dem Feuerwehrgruße „Gut Wehr!" Nachdem er dann Herrn Stadtrath **Claassen** die Schlüssel des Schuppens übergeben hatte, dankte dieser im Namen des Magistrates. Die Feuerwache, mit einer Dampfspritze die 12 000 Mark gekostet hat, ausgerüstet, setzt sich, wie schon früher mitgetheilt worden ist, aus einem Oberfeuerwehrmann, einem Maschinisten und fünf Wehrleuten zusammen, von denen einer dauernd patrouillirt.

*

Stadttheater. Die zweite Klassiker-Vorstellung war auf den gestrigen Abend verlegt worden und brachte unser bekanntes Repertoirstück **„Minna von Barnhelm"**. Selbst wenn man dieses Lustspiel oft sieht, wirken die Lebendigkeit und der Fluß der Handlung, die Lebenswahrheit der Figuren, das feine Gefüge der Entwickelung erfrischend zwischen all' dem, was sich sonst wohl noch so nennt. Auch gestern folgte ein ziemlich gut besuchtes Haus den Vorgängen mit gespannter Aufmerksamkeit. Lagen doch die meisten Rollen wieder in guten Händen; **so spielte namentlich Herr Kirschner den Diener Just durchaus und durchdacht als Charakterrolle.** Er und Frau **Staudinger** — Rittmeisterin Merlow — und Herr **Lindikoff** — Tellheim — entwickelten zumal im ersten Aufzuge ein ausgezeichnetes Zusammenspiel. Eine ganz besondere Erwähnung verdient Herr **Arndt**, denn wir haben bisher dieselbe Rolle von demselben Künstler noch nicht so verschieden gespielt gesehen, wie von ihm den Ehren-Riccaut im vorigen Winter und jetzt. Damals Zerrbild, gestern bei trefflicher Maske eine nicht einfach komische, sondern fein entwickelte Charakterfigur. Die Bewegungen in der Verlegenheit und Hast waren durchaus angemessen, und das Französisch mit dem gebrochenen Deutsch vermischt sprudelte ihm in gutem Ausdruck über die Lippen. Herr **Kraft** spielte den Wirth etwas gewandter wie früher und mit etwas starker Beihilfe des Souffleurs, Herr **Schieke** wieder den Wachtmeister gut und ausdrucksvoll.

Die Trägerin der Titelrolle erweckte sehr getheilte Empfindungen. Toilette und Haltung waren gut, und besonders im zweiten Aufzuge machten die beiden stattlichen Gestalten Minnas und Tellheims sympathischen Eindruck. Hier war auch theilweise und besonders wieder im vierten Aufzuge ihr Spiel frisch und lebendig, während an anderen Stellen die Lebendigkeit nur zu gemacht erschien und das innere Leben fehlte. So waren z. B. im zweiten Aufzuge die bedeutungsvollen Worte: Hier, hier! nur declamirt. **Frl. Wendt** gab die Franziska munter und witzig, nur zuweilen etwas derb.

Die ganze Aufführung machte aber wieder einen recht angenehmen Eindruck.

*

Bauten auf dem neuen Wallterrain. Der Bau der Gebäude, welche die Herren Teute und Mix auf dem abgetragenen Wallterrain errichten, schreitet rüstig vorwärts. Die erforderliche Hebung des Erdreiches zur Legung der Fundamente ist Herrn Fuhrhalter Max Rabowski übertragen. Die Arbeit wird auf der einen Baustelle, auf der etwa 8000 Cubikmeter zu heben sind, in fünf Wochen, und auf der anderen, wo etwa 6000 Cubikmeter zu bewältigen sind, in ca. vier Wochen beendet sein; dann kann mit der Aufführung der Gebäude begonnen werden.

*

Schlacht- und Viehhof. In der Zeit vom 26. Sept. bis 1. Okt. sind 58 Bullen, 37 Ochsen, 97 Kühe, 116 Kälber, 397 Schafe, 5 Ziegen, 1045 Schweine und 7 Pferde geschlachtet worden. Zur Untersuchung wurden von auswärts eingeliefert 63 Rinderviertel, 15 Kälber, 43 Schafe, 1 Ziege und 102 halbe Schweine.

*

* **Rundreiseverkehr.** Die nach dem Eisenbahn-Personen- und Gepäcktarif der preußischen Staatseisenbahnen zulässige Benutzung von Fahrkarten über kürzere Bahnwege kommt fortan im Rundreiseverkehr auch bezüglich der Strecken der ostpreußischen Südbahn zur Anwendung.

*

Fabrikanlage. Die Herren **Dr. Brausewetter u. Co.** werden am 15. Oktober d. J. in Langfahr eine Dampf-Korke- und Linoleum-Fabrik unter der Firma „Erste westpreußische Dampf-Korke- und Linoleum-Fabrik zu Danzig" eröffnen. Die Fabrik wird circa 60 Arbeiter beschäftigen.

*

Jubiläum. Frau **Adelheid Lembke** (Heilige Geistgasse Nr. 140/41), Inhaberin und Gründerin des dortigen Tapisseriewaaren-Geschäfts, beging heute ihr 25jähriges Geschäftsjubiläum. Frau L., welche ihr Geschäft aus ganz kleinen Anfängen empor gebracht hat, giebt mit dem heutigen Tage das Geschäft an langjährige Mitarbeiterinnen ab.

*

* **Lootsenanstellung.** Der See-Steuermann **Max Zielke**, welcher bereits seit Anfang dieses Jahres mit der Vertretung des zum Oberlootsen bei dem kaiserlichen Kanalamt in Kiel beförderten Seelootsen Ratzki betraut war, ist nunmehr definitiv zum Seelootsen in Neufahrwasser ernannt worden.

*

Socialdemokratisches. Wie der „Vorwärts" berichtet, wird Genosse **H. Stolpe** aus Danzig nach Schluß des Gothaer Parteitages eine achttägige Agitationstour durch Schlesien unternehmen.

*

* **Veränderungen im Grundbesitz.** Es sind verkauft resp. aufgelassen die Grundstücke: Kl. Hosennähergasse Nr. 2 von der Wittwe Pawlowski, geb. Beck, an den Fleischermeister F. P. Neumann für 14 100 Mk; Paradiesgasse Nr. 33 von dem Missionar Urbschat in Königsberg an den Lehrer Wolff aus Fischerskampe für 25 700 Mk.; Johannisgasse Nr. 17 von dem Schlosser- und Aichmeister Robert Fey an die Schuhmachermeister Dzansalowski'schen Eheleute für 15 000 Mk.; Kohlenmarkt Nr. 13 von dem Kaufmann Hugo Lewy an die Wittwe Berendt, geb. Becker, für 41 250 Mk.; Halbengasse Nr. 5 von der Frau Restaurateur Schönfeld, geb. Stauffenberg, an die Lehrer Weber'schen Eheleute für 21 500 Mk.; Fleischergasse Nr. 74 von den Werkmeister Tavernier'schen Eheleuten an die Kaufmann C. Mix'schen Eheleute für 36 250 Mark; Langenmarkt Nr. 11 nebst Inventar von dem Kaufmann Robert Krüger an die Frau Kaufmann Levy, geb. Ritz, für 205 000 Mk.; Vorstädt. Graben Nr. 16 von dem Kaufmann Dombrowski an den Dekonom Zimmermann in Wohlaff für 34 000 Mk.; Hundegasse Nr. 16 von den Archidiakonus Weinlig'schen Eheleuten an die Frau Hotelbesitzer Ziehm, geb. Kanus, für 54 000 Mk.; Kohlenmarkt Nr. 14 bis 16 von den Fräulein Louise Josephine und Marie Melwine Krüger an den Kaufmann Jacob für 95 000 Mk.; Petershagen hinter der Kirche Nr. 29 von der Frau Schultz, geb. Witte, an die Bauunternehmer Selewskischen Eheleute in Ohra 112 und Bautechniker Jurczyk'schen Eheleute für 67 000 Mk.

*

Schwurgericht. Eine **blutige That**, welche am 11. Juni die Bewohner unseres Vorortes Schidlitz erregte, fand heute ihr Nachspiel vor dem Schwurgerichte in der Verhandlung gegen den Maurer Ferdinand Rück aus Hinter-Schidlitz, der des **Mordes** an seiner eigenen Ehefrau angeklagt ist. Das Interesse des Publikums an der Verhandlung ist ein bedeutendes, die Zuhörertribüne war in wenigen Augenblicken überfüllt und polizeiliches Aufgebot mußte für Ordnung sorgen. Vor Beginn der Verhandlung, der letzten in der laufenden Periode, dankte der Vorsitzende, Herr Landgerichtsdirector Graßmann aus Thorn, den Geschworenen für die aufgewendete Mühe bei den zum Theil verwickelten Anklagesachen. Die Anklage vertritt Herr Erster Staatsanwalt **Lippert**, die Vertheidigung führt Herr Rechtsanwalt **Steinhardt**; der Angeklagte, der sofort nach der That verhaftet wurde und seitdem sich in Untersuchungshaft befunden hat, macht auf der Anklagebank nicht den Eindruck eines gewaltthätigen Menschen, er beantwortete die ihm gestellten Fragen laut und deutlich, ohne jede Erregung. Auf dem im Gerichtssaale stehenden Tisch waren eine blutige Holzaxt und der präparirte, zertrümmerte Schädel der Ermordeten niedergelegt. Der gerichtliche Eröffnungsbeschluß wirft dem Rück vor, am 11. Juni d. J. seine Ehefrau Johanna, geb. Heinritz, getödtet und diese Tödtung mit Ueberlegung ausgeführt zu haben, indem er seiner im Bette schlafenden Ehefrau mit der Axt den Schädel einschlug. **Der Angeklagte beantwortete die Frage des Vorsitzenden, ob er sich** schuldig bekenne, ob er seine Frau erschlagen habe, mit einem unumwundenen „Ja". Die weiteren Fragen, ob er wisse, daß seine Frau am Abend des 11. Juni an den Verletzungen, die sie am Morgen desselben Tages erhalten hatte, gestorben sei, und ob er sie habe tödten wollen, beantwortete er mit „Nein", er „habe ihr nur den Schnaps abgewöhnen" wollen. Auch eine weitere Frage, ob er wirklich nicht die Absicht gehabt habe, seiner Frau das Leben zu nehmen, beantwortete er in ähnlicher Weise. Der Angeklagte, der im 45. Lebensjahre steht, wurde dann einem eingehenden Verhör unterzogen. Mit der Getödteten ist er 24 Jahre verheirathet gewesen, der Ehe sind zwanzig Kinder entsprossen, von denen noch sechs und zwar zum größten Theile im elterlichen Hause leben. In den ersten zehn Jahren der Ehe sei alles gut gegangen, später habe die Frau sich dem Trunke ergeben; sie habe überhaupt von Jugend auf getrunken. Der Vorsitzende hält dem Angeklagten vor, nach den Aussagen der Nachbarn sei die Frau gut und brav gewesen; der Angeklagte blieb dabei, daß ihr Trinken überhand genommen habe. Auf die Frage des Vorsitzenden, ob er (Rück) denn nicht auch getrunken habe, ob er nicht durch Trunk eine Arbeitsstelle verloren hätte, meinte R., er wisse davon nichts, er habe wohl seinen Schnaps genossen, aber nicht übermäßig getrunken. — Vors.: Wo wohnten Sie zuletzt? — Angekl.: Schidlitz, Neue Sorge 236d, 2 Treppen. — Vors.: Wie lange wohnten Sie dort schon? — Angekl.: Ein Jahr, länger konnte ich mit ihr (seiner Frau) nirgend wohnen, sie zankte mit jedem. — Der Angeklagte schilderte weiter, daß seine Wohnung aus Küche, Stube und Cabinet bestand, daß er mit seiner Frau in der Stube schlief, die auch der Schauplatz der Mordthat gewesen ist. Die Stube war nicht groß; die Frau pflegte in dem Bett, Rück selbst auf dem Sopha zu schlafen. Der Angeklagte erklärte, daß er von Drohungen nichts wisse, seine Frau habe sich in betrunkenem Zustande mit fast allen Nachbarinnen gezankt. — Vors.: Wenn Ihre Frau nun dem Trunk ergeben war, haben Sie denn nie daran gedacht, sie los zu werden? — Angekl.: Daran habe ich nicht gedacht, ich wollte ihr nur den Fusel abgewöhnen. — Vors.: Haben Sie denn vor Gericht nicht angegeben, daß Sie Ihrer Frau Salzsäure gegeben hätten? — Angekl.: Ja, aber das war nur, um ihr den Schnaps zu verekeln. — Vors.: Wann haben Sie das gethan? — Angekl.: Schon in der Wohnung in Schidlitz. — Vors.: Wie machten Sie das? — Der Angeklagte schildert, wie er die Schnapsflasche der Frau 6 Wochen vor der That in einem Wasserfaß entdeckt, sie zur Hälfte entleert und Salzsäure hineingegossen habe. — Vors.: Hat die Frau davon getrunken? — Angekl.: Ich weiß nicht, ich habe es nicht gesehen. — Der Angeklagte theilte nun zum Beweise dafür, daß sein Verfahren wirklich nur von der Nothwendigkeit dictirt worden sei, seiner Frau den Genuß von geistigen Getränken zu verekeln, ein anderes höchst drastisches Mittel mit, das er einmal in Anwendung gebracht habe. — Vors.: Haben Sie denn nicht schon einmal gestanden, daß Sie die Absicht gehabt haben, die Frau zu tödten? — Angekl.: Nein, es ist so, wie ich es heute gesagt habe. — Zum Zweck des Beweises wird ein Geständniß des Angeklagten verlesen, in dem er zugiebt, daß er die Absicht gehabt habe, seine Frau zu vergiften. Er habe kein anderes Gift erhalten können und der Frau Salzsäure gegeben, sie habe davon getrunken, aber alles wieder ausgespieen. Der Angeklagte weinte während der Verlesung des Geständnisses, bestritt dann aber mit großer Lebhaftigkeit die Wahrheit desselben. Es wurde daher beschlossen, Herrn Landgerichtsrath **Bernhard**, der die Untersuchung gegen den Angeklagten geführt hat, als Zeugen zu vernehmen. Der Angeklagte erzählte weiter, daß er sich einmal von seiner Frau habe scheiden lassen wollen, er habe ihr durch die Post ein Schreiben zusenden lassen, in dem er ihr diese seine Absicht mitgetheilt habe. Sie habe den Brief jedoch zerrissen. Ueber die Ereignisse an dem Mordtage ließ sich Rück auch eingehender aus. Am 10. Abends sei er nach Hause gekommen und habe entdeckt, daß sein Schwein krank war. Aus diesem Grunde sei es zum Streit gekommen. Am 11. Juni, Morgens um 3 Uhr, sei er aufgestanden, habe das Schwein zum Schlachthause gefahren, sei dann jedoch nach einer Stunde wieder gekommen. Zu Hause habe er wieder Streit mit der Frau gehabt, die betrunken im Bett gelegen habe, seine Frau habe überhaupt auch Nachts dem Schnaps zugesprochen. Er habe sich auf das Sopha gelegt, das neben dem Bette der Frau stand, als ihm plötzlich die Axt auf die Brust fiel. Da niemand weiter in der Stube gewesen sei, müsse unbedingt seine Frau die Werferin gewesen sein. Er sei eine Zeit lang liegen geblieben, habe sich besonnen und dann langsam erhoben, die Axt in beide Hände mit der stumpfen Seite nach vorn genommen und auf den Kopf der Frau nieder fallen lassen. — Vors.: Schlief die Frau? — Angekl.: Ja, sie hatte die Augen zu. — Vors.: Wo trafen Sie sie dann? — Angekl.: An der linken Stirne. — Vors.: Gab Ihre Frau denn keinen Laut von sich? — Angekl.: Sie juchte bloß auf. Rück erzählte demnächst, anscheinend ohne jede Erregung, daß er die Axt auf das Bett geworfen, seinen Rock angezogen und hinaus gelaufen sei. Der Frau Kauffmann habe er gesagt, seine Frau habe sich aus dem Fenster gestürzt. Dann habe er in einem Lokale gezecht, sich einen Revolver gekauft, um sich zu erschießen, sich dann jedoch zu seinem Schwager begeben, wo er verhaftet wurde. Er hat vor Gericht Geständnisse abgelegt, heute blieb er dabei stehen, daß er nicht die Absicht gehabt habe, die Frau zu tödten. Er habe sich gedacht, die Frau werde in's Lazareth kommen und dann das Trinken lassen.

Der Angeklagte wurde zum Tode verurtheilt.

*

Ueber die Frankirung behördlicher Postsendungen hat der Minister des Innern eine Verfügung an die Provinzialbehörden erlassen, in der für die von Gemeinde- und sonstigen Communalbehörden ausgehenden portoflichtigen Postsendungen angeordnet wird: 1) Alle Sendungen an Staats-, Gemeinde- und sonstige Communalbehörden eines anderen Bundesstaates sind zu frankiren. 2) Dasselbe gilt von allen Sendungen an preußische Gemeinde- und Communalbehörden. 3) Hinsichtlich der Sendungen an preußische Staatsbehörden behält es bei den bestehenden Bestimmungen sein Bewenden. Daß auf eine etwa zulässige Wiedereinziehung des verauslagten Portos überall grundsätzlich verzichtet wird, darf ich als selbstverständlich voraussetzen. Es spricht hierfür schon die Rücksicht auf die Umständlichkeit und Kostspieligkeit des Wiedereinziehungsverfahrens, abgesehen hiervon aber die Erfahrung, daß im Laufe der Zeit sich die von der einen oder der anderen Seite verauslagten Portokosten annähernd auszugleichen pflegen, sowie die Ausdehnung des im Jahre 1890 bereits über 25 000 Stadt- und Landgemeinden umfassenden Portoverbandes, der auf dem Grundsatz der gegenseitigen Frankirung und des Verzichts auf die Wiedereinziehung des Portos beruht.

*

* **Berufsgenossenschaft für Gas- und Wasserwerke.** In dem vollständig neu decorirten Saale der „Concordia" auf dem Langenmarkte fand heute Vormittag die Jahresversammlung der Vertreter der Berufsgenossenschaft der Gas- und Wasserwerke Deutschlands statt. Den Vorsitz der Versammlung, in der nur innere Angelegenheiten berathen wurden, führte Herr General-Director **Bethe** aus Magdeburg; unter den etwa 13 Anwesenden bemerkten wir außer dem Herrn Gasanstalts-Director Kunath aus Danzig, der die Herren schon gestern begrüßt hatte, u. a. die Herren Directoren Reese aus Dortmund, Skirting aus Hannover, Reichard aus Karlsruhe u. s. w. Um 1 Uhr unternahmen die Theilnehmer unter der Führung des Herrn Directors Kunath eine Besichtigung des Rathhauses. Um 2 Uhr fand bei Herrn Franke ein Festessen der Vertreter der Berufsgenossenschaften, an dem sich auch einige Damen der Herren Vertreter betheiligten, statt und nach demselben wurde eine Wagenfahrt in die Umgegend unternommen.

Aus den Provinzen.

* **Der Concurs der angesehenen Holzfirma Rudolf Gudermann** bildet augenblicklich in Elbing das Stadtgespräch; er kam, nach der „Elb. Z.", wie ein Blitz aus einem heiteren Himmel. Im ganzen dürfte Elbing mit 200 000 Mark betheiligt sein, ebenso stark ist Königsberg betheiligt, weniger Berlin und einige Hafenplätze. Die Passiva sollen sich auf 700 000 Mk., worin allerdings die Hypothekenschulden inbegriffen sind, belaufen. Nach Abzug der letzteren dürften den 600 000 Mk. Verbindlichkeiten ziemlich 300 000 Mk. Activa gegenüberstehen.

Prozeß Witschel in Tilsit.

H. F. Tilsit, 1. Oktober, Abds.

Gegen $4^1/_4$ Uhr Nachmittags wird die Verhandlung wieder eröffnet. Auf Befragen des Präsidenten bemerkt der Angeklagte: Er habe seiner Zeit den Strafantrag gegen den Redacteur Epstein gestellt, weil ihm in der „Tilsiter Allg. Zeitung" Unwahrheiten vorgeworfen wurden. Es handelte sich damals um dieselben Dinge, wegen deren er heute auf der Anklagebank stehe. Er sei damals als Nebenkläger und Zeuge aufgetreten. — Präs.: Wissen Sie, wer damals den Vorsitz geführt hat? — Witschel: Nein, Herr Präsident. — Präs.: Kennen Sie mich? — Witschel: Jawohl, Herr Präsident. — Präs.: Kannten Sie mich schon damals? — Witschel: Jawohl. — Präs.: Ist Ihnen nicht erinnerlich, daß ich damals den Vorsitz geführt habe? — Witschel: Nein, das habe ich mir nicht gemerkt. — Präs.: Sie sind noch ein zweites Mal als Zeuge in dem Prozeß Klein aufgetreten. Wissen Sie, daß ich in dieser Verhandlung ebenfalls den Vorsitz geführt habe? — Witschel: Nein, das habe ich mir auch nicht gemerkt. — Es erscheint danach als Zeuge Stadtrath und Stadtverordneten-Vorsteher Schlegelberger: Der Angeklagte kam eines Tages zu mir und bat mich, der an demselben Abend stattfindenden Stadtverordneten-Versammlung beiwohnen und seine Rechte wahrnehmen zu dürfen, da er gehört habe, daß seine Angelegenheit zur Sprache kommen werde. Ich erwiderte dem Stadtrath, ich könne ihm diesen Gefallen nicht thun, da laut Städteordnung ich nur denjenigen Stadtrath zur Debatte in der Stadtverordneten-Versammlung zulassen kann, der mir vom Magistrat vorher schriftlich namhaft gemacht worden ist. Bei dieser Gelegenheit sagte der Angeklagte: Sobald mir die Stadtverordneten ein Mißtrauensvotum ertheilen, dann werde ich mein Amt als Polizeiverwalter niederlegen. — Präs.: Ist Ihnen das ganz genau erinnerlich? — Zeuge: Ganz genau, ich sagte noch zu dem Herrn Oberbürgermeister, als er mir von der Witschel'schen Sache erzählte: Die Sache wird sich ja ganz friedlich erledigen; Witschel hat mir gesagt, er werde sein Amt niederlegen, sobald die Stadtverordneten ihm ein Mißtrauensvotum geben. — Präs.: Hat Witschel noch etwas gesagt? — Zeuge: Er sagte noch, der Oberbürgermeister hat von dem Regierungspräsidenten einen Wischer erhalten, den er sich nicht hinter den Spiegel stecken wird. — Präs.: Der Angeklagte behauptet, er habe zu Ihnen gesagt, wenn die Stadtverordneten ihm dauernd ein Mißtrauensvotum geben, dann würde er sein Amt niederlegen? — Zeuge: Ich erinnere mich der Unterredung sehr genau und muß bei meiner Aussage bleiben. — Angekl.: Der Irrthum ist jedenfalls dadurch entstanden, daß der Zeuge der Meinung war, ich wolle sofort, vielleicht schon am nächsten Tage mein Amt niederlegen, sobald mir die Stadtverordneten ein Mißtrauensvotum aussprechen. Eine solche Aeußerung konnte ich doch um so weniger thun, da ich wußte, daß die Stadtverordneten garnicht unterrichtet waren. Dies war ja auch der Anlaß, daß ich den Zeugen besuchte, um diesen wenigstens über die Sachlage aufzuklären, damit er den Stadtverordneten eine wahrheitsgemäße Schilderung geben konnte. Andererseits hatte ich doch auch die Verfügung des Regierungspräsidenten in der Tasche, wonach mir das Polizeiamt übertragen war. Wenn ich die von dem Zeugen bekundete Aeußerung gethan hätte, dann würde dieser dies doch wohl den Stadtverordneten gesagt haben. — Stadtverordneten-Vorsteher Schlegelberger: Was ich zu den Stadtverordneten gesagt habe, ist meine Sache. — Ein Geschworener: Ich möchte doch von dem Herrn Zeugen wissen, ob er den Stadtverordneten die von dem Angeklagten angeblich gethane Aeußerung mitgetheilt, bezw. was er den Stadtverordneten mitgetheilt hat? — Zeuge: Ich habe die Aeußerung des Angeklagten bloß dem Herrn Oberbürgermeister mitgetheilt. Den Stadtverordneten habe ich nichts erzählt, weil ich dies für eine Beeinflussung hielt. Es wurde auch in dieser Stadtverordneten-Versammlung kein definitiver Beschluß gefaßt, sondern die Angelegenheit einer siebengliedrigen Commission zur näheren Untersuchung übergeben. — Angeklagter: Am folgenden Abend traf ich den Zeugen beim Bismarck-Commers. Der Zeuge sagte zu mir: Sie haben ja nun ihren Willen erreicht, der Regierungspräsident hat ja zu Ihren Gunsten entschieden. Der Zeuge konnte doch daher nicht annehmen, daß ich sofort mein Amt niederlegen werde, wenn die Stadtverordneten mir ein Mißtrauensvotum geben werden. Ich bin im übrigen früher einige Male 5 Minuten vor der Sitzung in die Stadtverordneten-Versammlung gekommen und habe den Zeugen gefragt, ob ich in meiner Eigenschaft als Stadtrath den Verhandlungen beiwohnen dürfe; dies hat mir der Zeuge stets sofort gestattet. — Präs.: Eigenthümlich ist es, Herr Stadtverordneten-Vorsteher, daß der Angeklagte, der doch das Bestreben hatte, sein Amt zu behalten und nicht los zu werden, die von Ihnen gethane Aeußerung gemacht haben soll? — Zeuge: Ich halte meine Aussage mit voller Entschiedenheit aufrecht.

Es wird hierauf die Aussage des commissarisch vernommenen Weinhändlers **Westphal** verlesen. Dieser hat bekundet: Witschel habe ihm den Vorgang auf dem Werthmann'schen Grundstück erzählt und ihm versichert, daß er von Gawehn nicht angerührt worden sei. Ferner habe ihm Witschel erzählt, daß der Stadtverordneten-Vorsteher Schlegelberger ihn vollständig mißverstanden habe. Dieser behauptet, er hätte zu ihm gesagt, er würde, sobald die Stadtverordneten ihm ein Mißtrauensvotum geben, sein Amt niederlegen. Er habe aber nur gesagt, er würde sein Amt niederlegen, wenn ihm die Stadtverordneten dauernd ein Mißtrauensvotum gäben.

Der folgende Zeuge ist der Pferdeknecht **Gawehn**. Dieser giebt nach längerem Zögern zu, daß er wegen vorsätzlicher Körperverletzung, Sachbeschädigung und strafbaren Eigennutzes vorbestraft sei. Der Präsident setzt die Vereidigung des Zeugen aus. Dieser bekundet: Sein Dienstherr habe ihm einmal 10 Mk. versprochen, wenn er den Stadtrath Witschel, der ihm stets die Pferde schlecht mache, vom Hofe herunterbringe. Bald darauf sei Witschel auf den Hof gekommen, um Pferde zu besichtigen. Als Witschel in den Stall kam, habe er denselben am Genick gepackt und mit Gewalt aus dem Stalle und Hofe hinausgestoßen. — Präs.: Hat sich der Stadtrath dies ohne Weiteres gefallen lassen oder hat er sich gewehrt? — Zeuge: Witschel wehrte sich und schlug mir mit seinem Stocke auf die Hand, so daß dieselbe anschwoll. — Präs.: Haben Sie nun von Werthmann die 10 Mark erhalten? — Zeuge: Jawohl. — Witschel: Merkwürdig ist nur, daß der Zeuge die angeschwollene Hand niemandem gezeigt hat. Es hätte doch nahe gelegen, daß er die angeschwollene Hand wenigstens dem Werthmann gezeigt hätte. — Präs.: Angeklagter, Sie haben ja das Recht, Fragen zu stellen, Ausführungen, wie Sie sie soeben gemacht haben, gehören aber in's Plaidoyer. — Gawehn bekundet noch in etwas verwirrter Weise auf Befragen des Präsidenten: Einige Zeit, nachdem er den Witschel hinausgeworfen, habe er sich bei der Polizei um eine Dienstmannsconcession beworben. **Stadtrath Witschel habe ihn aber mit sehr barschen**

Worten abgewiesen. Im Sommer 1895 sei ihm Witschel auf der Straße begegnet und habe zu ihm gesagt: Sie wollten doch eine Dienstmannsconcession, Sie können jetzt eine solche haben. Sagen Sie einmal, es wird behauptet, Sie hätten mich auf dem Werthmann'schen Hofe geschlagen und hinausgeworfen; das ist doch gar nicht wahr. Als er (Gawehn) dies bejaht, habe Witschel ihn aufgefordert, mit ihm zur Staatsanwaltschaft zu kommen, um dort seine Aussage zu Protokoll zu geben. Was er bei der Staatsanwaltschaft gesagt, wisse er nicht, da er an diesem Tage angetrunken war.

Pferdehändler Werthmann, der darauf als Zeuge erscheint, wird ebenfalls uneidlich vernommen: Er habe einmal seinem Knecht Gawehn gesagt: Wenn Stadtrath Witschel, der immer seine Pferde schlecht mache, wieder auf seinen Hof komme, dann solle er denselben gewaltsam aus dem Hofe hinauswerfen, und wenn er sich wehre, dann soll er ihm das Leder vollhauen. Er habe dem Gawehn 3 Mark dafür versprochen, da dieser seine Sache sehr gut machte, habe er ihm 10 Mark gegeben. — Präsident: Haben Sie denn den Vorgang beobachtet? — Zeuge: Jawohl, ich habe es von meinem Fenster aus gesehen.

Es erscheint danach als Zeuge Landgerichtsrath Biensfeldt. Dieser, der in dem Prozeß Epstein am 13. Dez. 1895 Beisitzender der Strafkammer war und auch das Erkenntniß damals abgefaßt hat, bekundet: Der Angeklagte habe in der erwähnten Verhandlung seine Aussagen genau so gemacht wie heute. Der Gerichtshof habe damals angenommen, daß Witschel zur Zeit sehr erregt war und die Tragweite seiner Bekundungen nicht zu ermessen vermochte. — Der Präsident hält hierauf dem Angeklagten eine von ihm am 12. Juli 1895 gemachte Eingabe vor. In dieser heißt es: „Ich sagte zu dem v. Mauderode: Ich warne Sie vor etwas Strafbarem. Wenn ich heute Abend in der Zeitung etwas finde, was ich confisciren darf, dann lasse ich die Zeitung rücksichtslos confisciren. Ich werde Ihnen damit den Beweis liefern, daß ich noch Polizeiverwalter bin." Der Angeklagte giebt zu, diese Eingabe geschrieben zu haben.

Ein weiterer Zeuge ist Staatsanwalts-Assistent Roths: Er sei eines Tages dem Angeklagten in der Nähe des Werthmann'schen Hofes begegnet. Der Angeklagte sah derartig aufgeregt und in seiner Kleidung derangirt aus, daß er sofort auf die Vermuthung kam, demselben müsse auf dem Werthmann'schen Hofe etwas passirt sein. Er habe deshalb den Werthmann gefragt. Dieser habe ihm erzählt: Witschel habe ihn durch seine Schimpfereien auf seine Pferde in seinem Renommé geschädigt. Er habe deshalb seinen Knecht beauftragt, sobald Witschel noch einmal auf den Hof komme, diesem die Jacke voll zu hauen und alsdann vom Hofe hinauszuschmeißen. Er habe dem Knecht dafür 3 Mk. versprochen, da dieser es aber sehr gut gemacht habe, habe er ihm 10 Mk. gegeben. — Präs.: Haben Sie nicht dem Werthmann gesagt, er solle Stillschweigen beobachten, da er sonst reinfallen könne? — Zeuge: Jawohl, es war mir sogar unangenehm, Mitwisser eines solchen Vorfalls zu sein. — Der Zeuge bekundet im weiteren auf Befragen: Zur Zeit, als die Reibereien zwischen dem Angeklagten und den Socialdemokraten losgingen, habe er einmal geäußert: dem Stadtrath wird es noch einmal schlimm ergehen. Ein Polizeicommissar sagte ihm: Der Stadtrath trägt schon seit längerer Zeit stets einen Revolver bei sich. Er (Zeuge) habe auch einmal beobachtet, wie sich der Revolver im Gehrock des Witschel markirte.

Eine fernere Zeugin ist Frau Brettauer: Sie habe einmal vom Fenster ihrer Wohnung aus gesehen, daß auf dem Werthmann'schen Hofe der Angeklagte von dem Werthmann'schen Kutscher gestoßen worden sei. Schließlich habe der Kutscher den Mann am Rockkragen gepackt und ihn derartig aus dem Garten gestoßen, daß derselbe stolperte. — Die Vertheidiger wenden ein, es sei wohl kaum möglich, daß Gawehn den Angeklagten in der bekundeten Weise gestoßen habe, da Gawehn, wie dieser behauptet hat, in der einen Hand eine Waschleine hatte und die andere ihm angeschwollen war. — Präs.: Gawehn, was bezweckten Sie mit der Waschleine? — Zeuge (nach längerem Zögern): Ich wollte den Stadtrath verhauen. — Das Dienstmädchen Elfert bekundet noch, Gawehn habe ihr erzählt, er habe sich bei dem Hinauswerfen des Stadtraths sehr quälen müssen. Rentier Massalski bekundet, er habe ebenfalls von dem Fenster seiner Wohnung aus gesehen, wie Gawehn den Angeklagten mit der einen Hand am Rockkragen, mit der anderen in der Rippengegend gepackt und ihn gewaltsam aus dem Hofe gestoßen habe. Frau Massalski hat den Vorgang genau wie ihr Mann beobachtet.

H. F. Tilsit, 2. Oktober.

Der Zuhörerraum ist auch heute überfüllt. Der Präsident, Landgerichtsdirector Falckenthal, eröffnet gegen 9 Uhr Vormittags wiederum die Sitzung mit etwa folgenden Worten: Angekl. Witschel, durch welche Straße gingen Sie in das Werthmann'sche Grundstück? — Angeklagter: Durch die Gerichtsstraße. — Präs.: Die Zeugen behaupten, durch die Königsbergerstraße? — Angekl.: Nein, durch die Gerichtsstraße. — Präs.: Woher kamen Sie? — Angekl.: Vom Bahnhof. — Präs.: Hatten Sie etwas getrunken? — Angekl.: Durchaus nicht.

Es erscheint als fernerer Zeuge Kutscher Feding: Er sei Kutscher bei Werthmann gewesen. Letzterer habe ihn einmal aufgefordert, den Stadtrath Witschel hinauszuschmeißen, sobald dieser noch einmal Pferde besichtigen komme, da er die Pferde schlecht gemacht habe. Werthmann habe ihm (Zeugen) dafür 10 Mk. versprochen. Er (Zeuge) habe aber dies Ansinnen abgelehnt, weil Stadtrath Witschel ihn als Kutscher engagiren wollte. Als er bald darauf eines Abends nach Hause kam, habe ihm der Kutscher Gawehn erzählt, daß er Stadtrath Witschel aus dem Hofe hinausgeworfen und dafür von Werthmann 10 Mark erhalten habe. Das Dienstmädchen Hubert habe ihm von dem Vorfall ebenfalls Mittheilung gemacht und ihn gefragt, „was das für einer war", den Gawehn hinausgeworfen habe. — Angeklagter: Gawehn hat Ihnen Geld gezeigt, hat er Ihnen auch gesagt, daß ihm die Hand angeschwollen sei? — Zeuge: Nein, er sagte mir nur, daß er einen Hieb auf die linke Hand erhalten habe. — Angeklagter: Gawehn habe gesagt, die Hand war derartig angeschwollen, daß er dieselbe drei Tage lang mit Salbe habe schmieren müssen, Sie müssen doch so etwas gesehen haben? — Zeuge: Ich habe nichts gesehen. — Kutscher Lucolis: Er sei auch Kutscher bei Werthmann gewesen. Werthmann habe an ihn dasselbe Ansinnen gestellt, wie an den Vorzeugen, er hatte jedoch keine Gelegenheit, demselben zu entsprechen. Als er eines Abends nach Hause kam, habe ihm Gawehn erzählt, daß er am Nachmittag den Stadtrath Witschel aus dem Hofe geworfen und dafür von Werthmann 10 Mk. erhalten habe. Daß Gawehn eine geschwollene Hand hatte, habe er nicht wahrgenommen. Sowohl dieser als auch der Zeuge Feding verneinen die Frage, daß der Angeklagte einen Revolver getragen habe. — Ein weiterer Zeuge ist der Dragoner-Wachtmeister Stern: Der Pferdehändler Werthmann habe ihm einmal erzählt, daß der Kutscher Gawehn auf seine Veranlassung den Stadtrath Witschel aus dem Hofe hinausgeworfen habe. Er habe mehrfach mit Witschel zusammen geritten. — Präs.: Konnte Witschel gut reiten? — Zeuge: Jawohl, so leidlich. — Kreisphysikus Dr. Wolffberg: Haben Sie an Witschel beim Reiten etwas Sonderbares wahrgenommen? — Zeuge: Nein, Witschel klagt nur, daß er beim Reiten bisweilen Schmerzen in der Magengegend empfinde. — Kutscher Wilkehl: Er sei Kutscher bei dem Angeklagten gewesen. Er habe niemals wahrgenommen, daß Witschel einen Revolver bei sich trug, er habe aber einmal beim Reinigen der Sachen einen Revolver bemerkt. — Dienstmädchen Rose: Sie sei Dienstmädchen bei Witschel gewesen. Sie habe niemals wahrgenommen, daß Witschel keinen Revolver hatte. Von ihrem Onkel habe sie einmal gehört, daß ein Stadtrath einmal aus dem Werthmann'schen Hofe hinausgeworfen sei. Da es aber mehrere Stadträthe in Tilsit gebe, so habe sie die Erzählung nicht weiter interessirt. — Dienstmädchen Höltke: Sie habe mehrere Jahre bei dem Stadtrath Witschel in Diensten gestanden. Sie habe nicht wahrgenommen, daß Witschel einen Revolver bei sich trug, im Jahre 1895 habe sie jedoch einige Male einen Revolver auf dem Nachttisch liegen sehen. Auch habe sie zu jener Zeit einmal gesehen, daß Witschel, als er ausging, sich den Revolver einsteckte. — Auf ferneres Befragen bekundet die Zeugin noch: Witschel habe im Jahre 1895 mehrfach an Kopfkrampf und Schwindelanfällen gelitten und sei bisweilen umgefallen. — Cigarrenhändler Jahnert: Er habe wohl gehört, daß Witschel aus dem Werthmann'schen Grundstück einmal hinausgeworfen worden sei, von wem er dies gehört, wisse er nicht. Dieses Vorkommniß sei zur Zeit vielfach in der Stadt erzählt worden. Es sei auch einmal in seinem Laden erzählt worden, daß dem Stadtrath Witschel von einem Socialdemokraten der Hut eingetrieben worden sei. Es sei dies auch zur Zeit Tagesgespräch in Tilsit gewesen, er wisse aber auch nicht, wer dies erzählt habe. — Witschel erklärt: Die ganze Geschichte sei eine Erfindung, ihm sei niemals der Hut eingetrieben worden.

Untersuchungsrichter, Landgerichtsrath Lepa: Nachdem Witschel bereits in Untersuchungshaft war, sei ihm das Gerücht betreffs des Huteintreibens zu Ohren gekommen. Er habe deshalb Erhebungen angestellt, diese haben aber nichts ergeben. — Staatsanwalt v. Drygalski: Ich beantrage, den Rechtsanwalt Anders als Zeugen zu laden. Dieser wird bekunden, daß er den Angeklagten im Jahre 1894, wenn auch nicht thätlich, so doch wörtlich aus seinem Bureau hinausgeworfen habe. Ich stelle diesen Antrag zur näheren Charakteristik des Angeklagten. — Es erscheint hierauf als Zeugin Frau Gawehn: Ihr Mann trinke wohl bisweilen, er sei aber nicht gewaltthätig. Im Sommer 1893 habe ihr einmal ihr Mann erzählt, er habe den Stadtrath Witschel aus dem Werthmann'schen Hofe hinausgeworfen und dafür 10 Mark erhalten. Ob ihr Mann damals eine geschwollene Hand gehabt, wisse sie nicht. Im Jahre 1894 habe sich ihr Mann um eine Dienstmannsconcession beworben, sei aber von Witschel abgewiesen worden. — Witschel: Ich bemerke wiederholt, daß Gawehn sich niemals, und zwar weder mündlich noch schriftlich um eine Dienstmannsconcession bei mir beworben hat. — Gawehn bekundet auf Befragen des Präsidenten: Er sei, als er sich im Jahre 1894 um eine Dienstmannsconcession beworben, nicht bei Witschel persönlich gewesen. Er habe vor dem Polizei-Bureau den Ober-Polizei-Commissar Stadie getroffen und dieser habe ihn von vornherein abgewiesen. — Frau Gawehn bekundet noch, daß Witschel im Sommer 1895 einmal in ihrer Wohnung gewesen sei, um ihren Mann zu sprechen. — Witschel: Diese Bekundung der Zeugin ist richtig. Im Jahre 1895 begegnete mir Gawehn einmal auf der Straße. Er trat an mich heran mit den Worten: Herr Stadtrath, in der Stadt erzählen die Leute, daß ich Sie auf dem Werthmann'schen Grundstück geschlagen und hinausgeworfen habe. Sie wissen doch am besten, daß das nicht wahr ist. Ich erwiderte: Diese Ihre Bemerkung ist mir sehr werthvoll, wo wohnen Sie? Als er mir seine Wohnung gesagt hatte, sagte ich ihm, daß er sehr bald von mir hören werde. Ich begab mich zu dem Rechtsanwalt Thesing und dieser rieth mir: den Gawehn von der Staatsanwaltschaft vernehmen zu lassen. Ich begab mich in Folge dessen sofort in die Wohnung des Gawehn, ging mit diesem zu dem Rechtsanwalt Thesing und von dort führten wir den Gawehn zur Staatsanwaltschaft. Gawehn wurde auch sofort vernommen. Einige Tage später hörte ich aber, daß Gawehn ausgesagt, er habe mich mit der einen Hand am Genick und mit der anderen Hand an der kurzen Rippe gepackt und mich so aus dem Werthmann'schen Hofe hinausgeworfen. — Gawehn nochmals vorgerufen, bemerkt: Er könne sich auf jenen Vorgang nicht mehr genau erinnern, er sei damals angetrunken gewesen. — Rechtsanwalt Thesing: Im Sommer 1895 sei Stadtrath Witschel eines Tages in sehr aufgeregter Weise zu ihm gekommen und habe ihm erzählt, er habe soeben den Gawehn getroffen. Dieser habe ihm gesagt, er habe ihn weder geschlagen, noch vom Hofe hinuntergeworfen. Witschel habe ihn (den Zeugen) ersucht, den Gawehn zu Protokoll zu vernehmen. Er habe dies aber abgelehnt mit dem Bemerken, daß es das Beste sei, wenn Gawehn sofort von der Staatsanwaltschaft vernommen werde. Er habe auch mit Witschel den Gawehn zur Staatsanwaltschaft begleitet. — Präs.: Herr Rechtsanwalt, Sie haben in dem Prozeß contra Epstein den Witschel als Nebenkläger vertreten. Es wird Ihnen erinnerlich sein, daß in diesem Prozeß Witschel sich mehrfach in directem Widerspruch mit den Zeugen befunden hat? — Zeuge: Jawohl. — Präs.: Ist Ihnen erinnerlich, daß der Vorsitzende damals dem Witschel in sehr eindringlicher Weise seinen Widerspruch vorgehalten und gesagt hat: Sie waren doch damals sehr aufgeregt, Sie können sich doch nicht heute noch auf jedes Wort entsinnen. Witschel bemerkte darauf: Ob das ganz genau so gewesen ist, kann ich allerdings nicht sagen, so daß Witschel also seine Aussage gewissermaßen abschwächte? — Zeuge: Ich glaube, daß es so gewesen ist, genau erinnere ich mich des Vorganges nicht mehr. — Der Staatsanwalt hält hierauf dem Angeklagten vor, daß dieser die Acten contra Epstein, die er ihm zur Rückäußerung gesandt, übermäßig lange behalten und daß er (Staatsanwalt) dem Angeklagten schließlich gerathen habe, angesichts der Zeugenaussagen den Strafantrag gegen Epstein zurückzuziehen. — Amtsrichter Katlun: Im Sommer 1895 sei er als Assessor bei der hiesigen Staatsanwaltschaft beschäftigt gewesen. Am 15. Juli Nachmittags seien Rechtsanwalt Thesing und Stadtrath Witschel in's Bureau gekommen mit der Bitte, doch sofort den Gawehn zu vernehmen, da dieser anderenfalls beeinflußt werden könnte. Er (Zeuge) habe sich dazu bereit erklärt. Sehr bald sei ihm auch Gawehn gebracht worden. Dieser habe auf sein Befragen sofort gesagt: „Geschlagen habe ich den Stadtrath nicht." Aus Anlaß der Betonung des Wortes „Schlagen" habe er den Gawehn gefragt, ob er denn sonst mit dem Stadtrath Witschel etwas vorgehabt habe. Gawehn erwiderte: Er habe den Stadtrath vom Hofe gewiesen, und da dieser nicht sofort gehen wollte, habe er ihn mit der einen Hand am Genick, mit der anderen an der kurzen Rippe gepackt und ihn so gewaltsam aus dem Hofe hinausgestoßen. — Präs.: Machte Gawehn den Eindruck, daß er angetrunken war? — Zeuge: Nein, das habe ich nicht wahrgenommen. Gawehn gab auch noch zu Protokoll, daß er den Stadtrath auf Auffordern seines Dienstherrn hinausgeworfen und daß dieser ihm 10 Mk. dafür gegeben habe.

Rechtsanwalt Anders bekundet folgenden Vorfall: Im Februar v. J. kam der Angeklagte einmal in sehr aufgeregter Weise in mein Bureau mit dem Bemerken: Ich fordere Sie auf, das Schriftstück, das Sie von meiner Frau haben, sofort herauszugeben. Sie haben durch Ihren Rath meine Frau soweit gebracht, daß sie jetzt sehr krank ist. Ich versetzte: Das ist ja eine Unverschämtheit, 'raus aus meinem Bureau! Der Angeklagte drohte mir, mich dem Ehrenrath anzuzeigen. — Dienstmädchen Dameiat: Sie habe bei Witschel in Diensten gestanden, sie habe wohl einige Male einen Revolver auf dem Nachttisch des Witschel liegen sehen, habe aber niemals gesehen, daß Witschel den Revolver, wenn er ausging, zu sich gesteckt habe. — Weinhändler Ruttkowski: Der Angeklagte habe vielfach in seiner Weinstube verkehrt und schwere Weine getrunken. Ein starker Trinker sei der Angeklagte aber nicht. — Polizei-Commissar Stadie: Stadtrath Witschel habe stets einen Revolver getragen, ob dies schon 1893 der Fall war, könne er nicht sagen. In dem letzten Jahre habe der Angeklagte jedenfalls einen Revolver bei sich getragen. Er habe nicht wahrgenommen, daß der Angeklagte geisteskrank sei, es habe ihm aber geschienen, als ob der Angeklagte, insbesondere in der letzten Zeit, an Gedächtnißschwäche gelitten habe. — Präs.: Woraus entnahmen Sie das? — Zeuge: Der Herr Stadtrath hat oftmals General- und auch Specialbefehle mehrfach gegeben. — Präs.: Ist Ihnen bekannt, ob Witschel feig war oder ob er Tapferkeit und Muth besessen hat? — Zeuge: Feig war der Herr Stadtrath nicht, im Gegentheil, er hat, insbesondere in socialdemokratischen Versammlungen, stets großen Muth bewiesen. Er hat, obwohl er doch stets in Civil war, die Begleitung eines bewaffneten Beamten regelmäßig abgelehnt. — Präs.: Sind Sie der Meinung, daß Witschel im entscheidenden Moment auch von seinem Revolver Gebrauch gemacht hätte? — Zeuge: Das kann ich nicht sagen. — Präs.: Bei dem Untersuchungsrichter haben Sie aber zu Protokoll gegeben, Sie glauben, Witschel würde im entscheidenden Moment nicht von seinem Revolver Gebrauch gemacht haben. — Zeuge: Das kann ich nicht sagen. — Staatsanwalt: Sie haben aber bei dem Untersuchungsrichter diese Aussage gemacht? — Der Zeuge schweigt. — Witschel: Ist dem Zeugen bekannt, daß ich einmal von einer ganzen Reihe von Maurern verfolgt wurde, die Begleitung von Beamten jedoch abgelehnt habe? — Zeuge: Jawohl. — Witschel: Ist dem Zeugen bekannt, daß ich einmal auf der Straße einen Commis vor den Angriffen eines großen, starken Mannes geschützt habe? Der Mann, dessen Verhaftung ich veranlaßte, ist von der hiesigen Strafkammer verurtheilt worden. — Zeuge: Davon habe ich gehört! — Der Präsident bemerkt: Der Gerichtshof werde sich die Acten von dieser Strafsache bringen lassen. — Witschel: Ich betone noch, daß ich stets, sobald eine größere socialdemokratische Versammlung stattfand, selbst das Commando übernahm. Ich hätte die Ueberwachung ebenso gut meinen Beamten überlassen können, ich ging jedoch selbst in die Versammlungen, postirte in entsprechender Weise meine Beamten und instruirte sie dahin: sobald ich auflöse, sollen sie sich sofort sämmtlich in die Mitte des Lokales begeben, von dort aus erfolgt alsdann der Angriff. Eines Abends war eine socialdemokratische Versammlung nach dem Nachbarort Neusorge einberufen. Als ich hinauskam, kam mir ein Polizeisergeant mit der Meldung entgegen: Herr Stadtrath, heute geht's los, die Socialdemokraten haben schon fünfmal geschossen, um zu zeigen, daß sie bewaffnet sind. Ich erwiderte: Das soll uns nicht im geringsten geniren. Es giebt keinen schöneren Tod, als für Seine Majestät den Kaiser zu sterben, sei es im Kampfe gegen den äußeren oder den inneren Feind. Ich begab mich gleich darauf in die Versammlung und postirte meine Beamten in die verschiedenen Ecken des Saales. — Präs.: Herr Commissar, ist Ihnen dieser Vorgang bekannt? — Zeuge: Aus eigener Wahrnehmung kann ich darüber nichts bekunden, es ist mir aber erzählt worden.

Gefängniß-Inspector Conczewicz bekundet, der Angeklagte sei wohl bisweilen sehr aufgeregt gewesen, er habe aber nicht etwas wahrgenommen, was darauf schließen ließe, daß der Angeklagte geistig nicht normal sei. — Witschel: Ich bemerke, ich bin wohl in Folge Ueberarbeitung sehr nervös, ich bin aber vollständig geistig gesund. — Vertheidiger Rechtsanwalt Dr. Zimmer: Ist es dem Zeugen bekannt, daß der Angeklagte nach seiner Verhaftung drei Tage und drei Nächte wie betäubt auf einem Schemel gesessen hat? — Zeuge: Das ist mir nicht bekannt. — Witschel: Ich war allerdings nach meiner Einlieferung in's Gefängniß furchtbar erregt und erschöpft, da ich die ersten drei Tage nur einen Teller Suppe und ein Stück Brod bekam. Ich bat, mir doch wenigstens, und zwar auf meine Kosten, eine Tasse Thee und eine Semmel zu geben, es wurde mir aber erwidert, daß dies Sache der Verwaltung sei. Erst nach mehreren Tagen wurde die Beköstigungsfrage geregelt. Auch mußte ich sechs Tage und sechs Nächte auf einem Holzschemel ohne Lehne sitzen, da ich mich nicht auf's Stroh legen wollte. Meine eigenen Decken und Matratzen, die ich aus meiner Wohnung holen wollte, wurden mir in den ersten sechs Tagen und Nächten verweigert. Ich war über diese Weigerung um so mehr erregt, da meine Wohnung in unmittelbarer Nähe des Gefängnisses liegt. — Staatsanwalt: Ich bemerke hierzu, daß der Angeklagte, nachdem er den Antrag auf Gewährung eigener Beköstigung und eigener Betten gestellt, dies sofort erhalten hat. — Gefangenaufseher Kurraß: Der Angeklagte habe einmal des Nachts einen Schwindelanfall gehabt, etwas Sonderbares habe er aber an dem Angeklagten nicht wahrgenommen. — Dr. med. Burow: Er habe den Angeklagten mehrfach auf dem Polizei-Bureau schwere Weine trinken sehen. Auch des Abends habe der Angeklagte viel und schweren Wein, zumeist Sherry, getrunken. — Präs.: Haben Sie den Angeklagten einmal angetrunken gesehen? — Zeuge: Einmal bin ich dem Angeklagten in betrunkenem Zustande begegnet. — Endlich wird noch das Erkenntniß in der Strafsache verlesen, in welcher Witschel einem auf der Straße angegriffenen Handlungsgehilfen gegen einen großen starken Mann Hilfe geleistet hat. Es geht aus dem Erkenntniß hervor, daß Witschel damals, da der Mann thätlich gegen ihn wurde, den Revolver zog. Der Mann sei daraufhin entflohen, aber kurze Zeit darauf verhaftet worden.

Hierauf tritt eine mehrstündige Pause ein. Die darauf folgende Abendsitzung endete damit, daß die ärztlichen Sachverständigen erklärten, der Angeklagte leide an fortschreitender allgemeiner Paralyse, entbehre der freien Willensbestimmung und glaube, am 13. Dezember 1895 die Wahrheit gesagt zu haben.

Vermischtes.

Ein Bad im Polarmeer.

Im Laufe dieses Winters wird Nansens Werk über seine Nordpol-Expedition fertig vorliegen. Ganz besonderes Interesse muß der Abschnitt bieten, der die denkwürdige und in der Geschichte der Polarforschung ohne Seitenstück dastehende Schlittenreise Nansens und Johansens vom „Fram" aus gegen den Nordpol und zurück bis Franz-Josefsland behandelt. Was die beiden Männer auf dieser Reise zu erdulden hatten, davon giebt nachstehende Episode einen Begriff: Es war kurz nach der Ankunft bei Franz-Josefsland. Die beiden Polarreisenden hatten ihre zusammengebundenen Kajaks mit darauf befindlichem Schlitten, Proviant und Munition am Strande gelassen und waren in's Land gezogen, um zu recognosciren. Plötzlich fragte Nansen, ob denn auch die Kajaks gut festgemacht seien, und als beide umkehrten, um sich davon zu überzeugen, sahen sie, daß die beiden Kajaks mit allen Sachen weit draußen auf dem Meere zwischen Eisstücken schwammen, ohne daß es eine Möglichkeit zu geben schien, sie zu erreichen. Entschlossen warf Nansen seine Kleider ab, mit Ausnahme der wollenen Jacke und Hose, denn nackt würde er sofort erstarrt sein, und warf sich in das von Eis gefüllte Wasser, um den Kajaks nachzuschwimmen. „Thue es nicht!" hatte Johansen warnend gerufen, hier gab es aber keine Wahl. Die Kajaks zu verlieren, bedeutete sicheren Tod, langsamen Hungertod. Nansen, der vielleicht fünf, vielleicht zehn Minuten geschwommen war, fühlte schon, wie alle seine Glieder steif zu werden begannen, als er an's Ziel kam. Nun galt es, in die Kajaks zu kommen, aber steifgefroren, wie er war, wollte dies nicht glücken, und er lag einen Augenblick still und fühlte, wie die eisige Kälte immer höher in den Gliedern stieg. Viele Gedanken durchkreuzten in diesem Augenblick sein Hirn: Er dachte an Frau und Kind — für deren Zukunft würde der Storthing vielleicht sorgen, — an den „Fram" und an seinen treuen Kameraden am Strande, Johansen, der nun langsam zu Tode hungern mußte. Aber er machte noch eine äußerste Kraftanstrengung, und es glückte ihm, indem er sich längs der Boote legte, das eine Bein auf die Kante zu bekommen und den Körper nachzuziehen. Für einen halb zu Tode gefrorenen Mann war es keine Kleinigkeit, mit den Kajaks an den Strand zurückzukommen. Aber als er endlich dort war, wurde er von Johansen in einen Schlafsack gesteckt und von ihm so lange bearbeitet, bis das Blut wieder in Bewegung kam. Am nächsten Tage war Nansen wieder frisch und munter wie vorher.

Auch Johansen hatte während dieser Schlittenreise Gelegenheit gehabt, das Wasser des Eismeeres näher kennen zu lernen. Als Beide eines Nachts bemüht waren, ihre drei Schlitten über eine Spalte im Treibeise zu bringen, fiel Johansen — bei über 40 Grad Kälte — mit dem halben Körper in's Wasser. Seine Kleider waren nach dem Herauskommen steif wie Glas, und es dauerte einige Tage, ehe sie wieder weich wurden.

Der geheimnißvolle Warner

von Mülhausen i. E. ist jetzt entdeckt. Wie noch bekannt sein dürfte, erhielt s. Z. der Fabrikant Schwartz kurz vor seiner Ermordung einen Brief: Er solle ein Panzerhemd tragen und nicht allein ausgehen; man wolle ihn tödten. Schwartz legte der Warnung aber kein Gewicht bei. Nachdem jedoch die Voraussagung sich rasch erfüllt hatte, nahm die Polizei aus dem Bekanntenkreise des Ermordeten eine Reihe von Verhaftungen vor, um den Warner zu ermitteln, was ihr von dem geheimnißvollen Briefschreiber einen weiteren Brief eintrug, sie sollte die Leute nur entlassen; er sei, wie sie sehe, nicht dabei. Dieser Tage nun erhielt die Wittwe des Ermordeten ein Schreiben mit der Bitte um Anstellung in einer ihrer Fabriken, da der Bittsteller ohne Arbeit sei. Es fiel ihr sogleich die große Aehnlichkeit mit der Schrift des Warnbriefes auf, und bei der amtlichen Vergleichung wurde die Uebereinstimmung beider Schriften zu vollständiger Gewißheit. Der Bittsteller wurde nun verhaftet und gestand ein, den Warnbrief geschrieben zu haben. Der Verhaftete heißt Weiß und ist der Sohn eines geachteten Mülhauser Beamten. Der junge Weiß war ein Schulkamerad des Mörders Meyer gewesen, und dieser hatte ihm mitgetheilt, er werde den Fabrikanten aus Rache für seine Entlassung umbringen. Weiß soll erklärt haben, er habe die Worte nicht ernst genommen, aber doch zur Vorsicht den Warnbrief geschrieben.

Worte zur Unzeit.

Nordenham, 25. Sept. Welchen Einfluß ein zur Unzeit gesprochenes Wort auf unsere jeweilige Stimmung auszuüben vermag, haben wir vor einigen Tagen bei dem vom hiesigen Männergesangverein „Liederkranz" im Friesischen Hofe veranstalteten Concert erfahren. Fräulein Münsch aus Frankfurt a. M. hatte gerade in einer vortrefflichen Weise den „Mädchentraum" gesungen; überwältigt von dem tiefen Eindruck verharrten die Hörer kurze Zeit in andächtigem Schweigen. Da plötzlich stieß ein biederer Landmann seinen Nachbar an und fragte mit leiser, aber gleichwohl in Folge der Stille weithin vernehmbarer Stimme: „Wat mokt bi jo de Klauensüke?" Doch kaum war ihm das letzte Wort entfahren, möcht' er's im Busen gern bewahren!" Aller Augen wandten sich auf ihn; die eben noch begeisterte Stimmung war geschwunden; allgemeine Heiterkeit erfaßte alle und ließ sie in ein mächtiges Gelächter ausbrechen. Der Biedermann hat gewiß nicht geahnt, welches Unheil seine wenigen Worte anrichten konnten. Es erinnert uns dieser Vorfall an einen ähnlichen Vorgang im Theater in Oldenburg: Eines Schlachtermeisters ehrbare Gattin sitzt neben einer Bäckersfrau; die Musik spielt so laut, daß beide, um sich einander verständlich machen zu können, ziemlich stark schreien müssen (das Gespräch dreht sich gerade um kunstgemäße Zubereitung von Hackwurst); plötzlich wechselt die Musik und geht in die zartesten Töne über, und so schallt in das Theater hinein die Erklärung der Schlachtersfrau: „Aber Appelmus hört darto!" (Weserbote.)

Danziger Börse vom 3. Oktober.

Weizen loco unverändert, per Tonne von 1000 Kilogr.

feinglasig u. weiß	725—820 Gr.	120—158 M bez.	113—155 M bez.
hochbunt	725—820 Gr.	120—157 M bez.	
hellbunt	725—820 Gr.	119—155 M bez.	
bunt	740—799 Gr.	117—155 M bez.	
roth	740—820 Gr.	116—155 M bez.	
ordinär	704—760 Gr.	105—149 M bez.	

Regulirungspreis bunt lieferbar transit 745 Gr. 120 M, zum freien Verkehr 756 Gr. 154 M.

Auf Lieferung 745 Gr. bunt per Oktober zum freien Verkehr 153½ M bez., transit 120 M bez., per Okt.-Novbr. zum freien Verkehr 153½ M bez., transit 120 M bez., per Novbr.-Dezbr. zum freien Verkehr 153½ M bez., transit 120 M bez., per Dezbr. transit 120 M bez.

Roggen loco unverändert, per Tonne von 1000 Kilogr. grobkörnig per 714 Gr. inländisch 111 M, transit 77 M.

Regulirungspreis per 714 Gr. lieferbar inländ. 112 M, unterp. 77 M, transit 76 M.

Auf Lieferung per Oktbr. inländisch 111 M bez., unterpoln. 77½ M Br., 76½ M Gd., per Okt.-Novbr. inländ. 111 M bez., unterpoln. 77½ M Br., 76½ M Gd., per November-Dezember inländ. 112 M bez., unterpoln. 78½ M Br., 78 M Gd., per Dez. inländ. 113 M bez., unterpoln. 79½ M Br., 79 M Gd.

Gerste per Tonne von 1000 Kilogr. russische 621—698 Gr. 81½—108 M bez., Futter- 76—79 M bez.

Hafer per Tonne von 1000 Kilogr. poln. und russ. 77—80 M bez.

Rübsen per Tonne von 1000 Kilogr. russ. Winter- 178 M bez.

Raps per Tonne von 1000 Kilogr. russ. Winter- 185—190 M bez.

Leinsaat per Tonne von 1000 Kilogr. fein 144—145 M bezahlt.

Heddrich per Tonne von 1000 Kgr. inländ. 90 M bez.

Kleie per 50 Kilogr. zum See-Export Weizen- 3,30—3,70 M bez., Roggen- 3,70—3,77½ M bez.

Rohzucker still, Rendement 88° Transitpreis franco Neufahrwasser 8,75 M Gd. per 50 Kgr. incl. Sack.

Schiffsliste.

Neufahrwasser, 2. Oktober. Wind: NO.

Angekommen: Reval (SD.), Müller, Stettin, Güter.

3. Oktober. Wind: SW.

Gesegelt: Galea (SD.), Larrea, Hernösond, leer. — Echo (SD), Belitz, London, Zucker und Holz.

Wieder gesegelt: Sexta (SD.), Hoffmann.

Angekommen: Flora (SD.), Hulshoff, Königsberg, Theilladung Güter.

Verantwortlicher Redacteur Georg Sander in Danzig
Druck und Verlag von H. L. Alexander in Danzig.

Bekanntmachung.

Wegen baulicher Veränderungen bleibt die **Stadtbibliothek von Montag, den 5. Oktober, bis Donnerstag, den 8. Oktober cr., einschließlich, geschlossen.** (20413

Danzig, den 3. Oktober 1896.

Das Curatorium der Stadtbibliothek.

Bekanntmachung.

In das hiesige Firmenregister ist heute bei **Nr. 19** zur **Firma H. Ewert** eingetragen worden:

Die Firma ist durch Erbgang auf den Kaufmann **Georg Adolf Ewert** in Rehhof übergegangen (vergl. Nr. 88 des Firmenregisters).

Gleichzeitig ist in das hiesige Firmenregister sub Nr. 88 eingetragen worden:

Bezeichnung des Firmenregisters: der Kaufmann **Georg Adolf Ewert** in Rehhof.

Ort der Niederlassung: Rehhof.

Bezeichnung der Firma: **H. Ewert.**

Stuhm, den 28. September 1896.

Königliches Amtsgericht. (20291

Bekanntmachung.

In unserem Firmenregister ist die Firma **M. Abraham Cohn** in Neumark am heutigen Tage gelöscht worden. — Gen. 139 I 1183.

Neumark Westpr., den 29. September 1896. (20354

Königliches Amtsgericht.

Versteigerung!

Montag, den 5. Oktober cr., Vormittags von 11 Uhr ab, werde ich auf dem Holzhofe zu **Sommerort,** bei Bahnstation Altfelde, im Auftrage des Herrn Concursverwalters folgende zur **Schneider-Howahrde**'schen Concursmasse gehörigen Gegenstände:

1 größeren Posten Bretter, Bohlen, Mauerlatten, Lagerhölzer, Pappeln, Rüstholz für Maurer, 2 Hobelbänke, Theer, Carbolineum, Maschinenöl, Baubeschläge, Bureau-Utensilien, 1 Pumpe, 1 eisernen Geldschrank, 3 Pferdegeschirre, einen Kastenwagen, 1 Bandsäge u. a. m.

meistbietend gegen sofortige Baarzahlung verkaufen. (19523

Brocze,
Gerichtsvollzieher in Marienburg.

Landwirthschaftliche Schule zu Zoppot.

Eröffnung des Wintersemesters in beiden Abtheilungen (**1. Winterschule, 2. oberer Cursus** für Inspectoren, Verwalter etc.) **am 20. Oktober cr.** Baldige Anmeldungen erbittet und nähere Auskunft (auch über Pension) ertheilt der (14106

Director Dr. V. Funk.

Gewerbe- und Handelsschule
für Frauen und Mädchen zu Danzig.

Das Winter-Semester beginnt am 13. Oktober cr. Der Unterricht erstreckt sich auf: 1. **Zeichnen,** 2. **Handarbeit,** gewöhnliche und **Kunsthandarbeiten,** 3. **Maschinennähen** und **Wäsche-Confection,** 4. **Schneidern,** 5. **Buchführung** u. Comtoirwissenschaften, 6. **Putzmachen,** 7. **Pädagogik,** 8. **Blumenmalen** (Aquarell, Gouache, Porzellan etc., Eintritt monatlich), 9. **Stenographie,** 10. **Schreibmaschine.** Der Cursus für Vollschülerinnen ist einjährig und können Schülerinnen an allen, wie an einzelnen Lehrfächern Theil nehmen. Sämmtliche Curse sind so eingerichtet, daß sie sowohl zu Ostern wie zu Michaeli begonnen werden können, an welchen Terminen hierorts die (19867

Handarbeitslehrerinnen-Prüfungen,

zu denen die Schule vorbereitet, stattfinden.

Für das Schneidern bestehen 3-, 6- und 12monatliche Curse. Zur Annahme neuer Schülerinnen ist die Vorsteherin, Frl. **Elisabeth Solger,** am 9., 10. und 12. Oktober von 11—1 Uhr Vormittags im Schullokale, Jopengasse 65, bereit. Das Abgangs- resp. letztes Schulzeugniß ist vorzulegen.

Das Curatorium.

Trampe. Davidsohn. Damus. Gibsone. Neumann.

Neuestes Motto:
Eine Wohlthat ist durchaus
Unser Amor für Küche und Haus.

Metall-Putz-Glanz



putzt vorzüglich — ist sparsam und billig. giebt langanhaltenden Glanz. (12693

In Dosen à **10** und **20** Pfg.

überall zu haben.

Fabrik: Lubszynski & Co., Berlin C.

Medicinisches Waarenhaus (Act.-Ges.)

Centralstelle für alle medicin Gebrauchsartikel und hygienischen Nähr- und Genussmittel. — **Permanente Ausstellung für häusliche Krankenpflege.**

Berlin N., Friedrichstrasse 108 I.,
empfiehlt unter anderen Specialitäten:

Bandagen jeder Art, a. f. die schwersten Fälle, Leibbinden, Suspensorien, Geradehalter, künstliche Gliedmassen etc.

Anfertigung nach Maass unter sachkundiger Leitung.

KATHAROL
(Wasserstoffhyperoxyd Marke M. W.)
ist das **beste, billigste** und **unschädlichste**
Mundwasser

Zersetzung in Wasser und Sauerstoff. Vertilgung aller Mikroorganismen noch in Verdünnung von 1 : 1000, Beseitigung jeden Mundgeruchs. Gleichzeitig bestes und bequemstes Mittel zur

Reinigung von Wunden.

Die Flaschen sind mit Gebrauchsanweisung versehen. Flasche von 200 Gramm mit Spritzkork **Mark 1,—.**

Sandalen mit Gummisohlen
(Neuheit!) **Modell M. W.**
Bequemste u. gesundeste Fussbekleidung für Seebadende und Sommerfrischler.
Preis: Paar Mk. 3,50.
Bei Bestellung genügt Angabe der Sohlenlänge in Ctm.
Niederlagen und Vertreter gesucht. — Hoher Rabatt.



Modes.

Die persönlich gewählten Neuheiten und eine besonders reiche Auswahl in

Modellhüten

für die Herbst- und Winter-Saison empfiehlt der geneigten Beachtung

Maria Wetzel,
Langgasse Nr. 4, I.

Anfertigung von Damen-Garderobe jeder Art. (1294

Arbeits-, Stellen- und Wohnungs-Annoncen,
sowie
Auctions-Anzeigen,

welche in der

„Danziger Zeitung"

inserirt werden, werden zugleich in dem schnell beliebt gewordenen

Strassen-Anzeiger

der Danziger Zeitung aufgenommen, der **täglich** an die **Placat-Säulen** in Danzig, Langfuhr und Zoppot angeschlagen wird.

Annoncen werden angenommen

in der Haupt-Expedition, Ketterhagergasse No. 4.



Das Fleisch-Pepton
der Compagnie Liebig

ist wegen seiner außerordentlich leichten Verdaulichkeit und seines hohen Nährwerthes ein vorzügliches Nahrungs- und Kräftigungsmittel für Schwache, Blutarme und Kranke, namentlich auch für Magenleidende.

Hergestellt nach **Prof. Dr. Kemmerich's** Methode unter steter Kontrolle der Herren **Prof. Dr. M. von Pettenkofer** und **Prof. Dr. Carl von Voit,** München.

Käuflich in Dosen von 100 und 200 Gramm.

Lotterie.

Bei der Expedition der **„Danziger Zeitung"** sind folgende Loose käuflich:

Haltekinder-Lotterie in Danzig. Ziehung am 7. Oktober 1896. — Loos zu 50 Pfg.

Berliner Gewerbe-Ausstellung, Serie C. — Zieh. am 9.—12. Oktober 1896. Loos 1 Mark.

Weseler Geld-Lotterie. Ziehung am 14/15. Oktober, 14/16. November u. 15/22. Dezember. — Halbe Loose zu 7,70 Mark.

Vaterländische Frauenvereins-Lotterie. Ziehung am 6. und 7. November 1896. — **Loos zu 1 Mk.**

Rothe Kreuz-Lotterie. Ziehung am 7/12. Dezember. Loos zu 3,30 Mk.

Expedition der „Danziger Zeitung."

Einladung zum Abonnement auf die



Münchner illust. Wochenschrift für Kunst und Leben.

— Herausgeber: G. HIRTH. — Redakteur: F. v. OSTINI. —

Preis pro Quartal (13 Nummern) 3 Mk. Einzel-Nummer 30 Pfg.

Jede Nummer mit neuem farbigem Titelblatt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, Postämter und Zeitungsagenturen. — Die „Jugend" liegt in allen besseren Hôtels, Restaurants, Cafés etc. zur Lektüre auf; man verlange stets die „Münchner Jugend".

G. HIRTH's Kunstverlag, München und Leipzig.

Pappdächer!

Herstellung

feuersicherer, doppellagiger Pappdächer; einfacher Pappdächer; Umwandlung

alter schadhafter Pappdächer in Doppeldächer durch **Ueberkleben** derselben.

Jedes **Abreißen** der alten Dachpappe ist **unnöthig,** da dieselbe **überklebt wird.**

Holzcementdächer,

unverwüstlich, nach neuester kriegsministerieller Verordnung.

Dauerhafteste, sorgfältigste Ausführung.

Kostenanschläge und vorherige Besichtigung durch unsere Vertreter kostenlos. (637

Weitgehendste Garantien! **Coulanteste Bedingungen.**

Hellert & Albrecht, Stettin,

Pommersche Asphalt-Dachpappen-, Holzcement- und Theerproducten-Fabrik.

Geschäftsstelle für Danzig und Umgegend in Langfuhr, Kl. Hammerweg Nr. 8.

Für **Zoppot** ertheilt **Auskunft** und nimmt **Aufträge** entgegen Herr **J. Sulley.**

Geschäftsführer: Herr **Georg Schmidt.**

Stahlbad — 345 Meter über d. Meere. Station der Werra-Bahn. Saison Mai—Oktober.

Liebenstein in Th.

Stahl- Sool- und electrische Bäder.

Herrliche geschützte Lage, reinstes Quell-Trinkwasser, täglich Kur-Concerte, gutes Theater, Künstler-Concerte, Lesesaal, Reunions, Jagd, Lawn-Tennis, entzückende Ausflugspunkte etc. **Hotel Bellevue** und **Kurhaus-Hotel** in bester Lage mit vortrefflicher Verpflegung bei civilen Preisen. Prospecte und jede Auskunft ertheilt **Die Bade-Direction.**

Voss'sches
Vogelfutter

in fast allen Zoologischen Gärten im Gebrauch, 100fach preisgekrönt, für Canarien und alle Arten einheimische und fremdländische Vögel, Kakadus, Papageien, nur echt in Original-Packeten mit der Schwalbe, a 10, 20, 35 bis 100 Pfg. erhältlich in Danzig bei **Rich. Utz,** Junkergasse 2, Pfefferstadt 38 39, Kalkgasse 3, **Paul Eisenack,** Gr. Wollwebergasse 21 und Langebrücke 44/45, am Johannisthor, **Gebr. Dentler,** Heil. Geistgasse 47, **Gebr. Dentler,** Fischmarkt, **Bruno Ediger,** Tischlergasse, **Theodor Streng,** Berggasse 20. **W. Schubert,** Zoppot.

Umsonst: „Der kleine Rathgeber" zur Vogelpflege und die Voß'sche Kundenpost mit Vorraths- und illustr. Käfig-Preisliste. Prachtkatalog dort käuflich zu 1,20 M. Annahme von Bestellungen auf Käfige und Vögel.

Special-Arzt Berlin,
Dr. Meyer Kronenstrasse Nr. 2, 1 Tr.,
heilt Geschlechts-, Frauen- und Hautkrankheiten, sowie Schwächezustände der Männer nach langjähr. bewähr. Methode, bei frischen Fällen in 3—4 Tagen, veralt. u. verzw. Fälle ebenf. in sehr kurzer Zeit. Nur v. 12—2, 6—7 (auch Sonntags). Auswärts mit gleichem Erfolge brieflich u. verschw.

Meine Klempnerei befindet sich jetzt **Langfuhr Nr. 35.**

E. v. Rosbitzki,
Klempnermeister.

Speisekartoffeln,

ca. 6—8000 Centner, blau, rothe und weiße Sorten, sauber verlesen, offerirt franco Waggon Schönsee, auf Wunsch auch in Säcken. (20051

Dom. Osterwitt
bei Schönsee Wpr.

Mein Grundstück,

Restaurant zum Stern,

gegenüber dem neu erbauten Schlachthause, schöner Garten mit Kegelbahn, 1 Parzelle 6 Morgen, großer Gemüsegarten, bin ich Willens, **zu verkaufen** oder zu verpachten. (20133

Labischin, 29. September 1896.

Ad. Wrzeszinski.

Danziger Stadt-Theater.

Direction: **Heinrich Rosé.**

Sonntag, den 4. Oktober 1896.

Nachmittags $3\frac{1}{2}$ Uhr.

Fremden-Vorstellung.

Bei ermässigten Preisen.

Dutzend- und Serienbillets haben Giltigkeit.

Novität! Zum 6. Male: **Novität!**

Renaissance.

Lustspiel in 3 Akten von Franz von Schönthan und Franz Koppel-Ellfeld.

Regie: **Direktor Rosé** und **Ernst Arndt.**

Repertoirstück des Kgl. Hoftheaters in Dresden und sämmtlicher Bühnen Deutschlands.

Personen:

Marchesa Gennara di Sansavelli . . .	Fanny Rheinen.
Vittorino, ihr Sohn	Emmy von Glotz.
Silvio da Feltre	Ludwig Lindikoff.
Bentivoglio, ein Benedictiner-Pater .	Max Kirschner.
Serverino, Magister	Ernst Arndt.
Isotta, Schließerin	Anna Kutscherra.
Coletta, deren Nichte	Laura Hoffmann.
Mirra	Lucie Wendt.

Ort und Zeit: Im Sabinergebirge Mitte des 16. Jahrhunderts.

Abends $7\frac{1}{2}$ Uhr.

Außer Abonnement. **P. P. D.**

Mein Leopold.

Original-Volksstück mit Gesang in 3 Akten und 6 Bildern von **L'Arronge.** Musik von **Konradin.**

Regie: **Max Kirschner.** Dirigent: **Franz Götze.**

Personen:

Zernickow, Stadtrichter		Franz Schieke.
Natalie, seine Frau		Anna Kutscherra.
Marie	deren Töchter	Emmi von Glotz.
Anna	deren Töchter	Ida Calliano.
Emma	deren Töchter	Lucie Wendt.
Gottlieb Weigelt, Schuhmachermeister .		Max Kirschner.
Clara	seine Kinder	Fanny Rheinen.
Leopold, Referendarius	seine Kinder	Emil Berthold.
Minna, Dienstmädchen in Weigelts Haus		Marie Bendel.
Rudolf Starke, Werkführer bei Weigelt		Ludwig Lindikoff.
Hempel	Gesellen	Gustav Keune.
Stresow	Gesellen	Oskar Steinberg.
Lipski	Gesellen	Hugo Gerwink.
Wilhelm, Lehrjunge		Laura Hoffmann.
Mehlmeyer, Klavier-Virtuose		Ernst Arndt.
Gottlieb	Knaben	Grethchen Kolbe.
Karl	Knaben	Kl. Groth.
Krümel, Unteroffizier		Bruno Galleiske.
Schwalbach, Kaufmann		Franz Wallis.
Mielisch		Josef Kraft.
Herr Schmidt		Hugo Schilling.
Erster	Kellner	Heinrich Scholz.
Zweiter	Kellner	Leo Schulz.

Hausbewohner, Schuhmachergesellen, Gäste, Kellner.

Ort der Handlung: Berlin. Zwischen dem 1. und 2. Akt liegt ein Zeitraum von 2 Jahren, zwischen dem 2. und 3. Akt ein Zeitraum von 5 Jahren.

Montag, 5. Oktober, Abends 7 Uhr.

1. Serie blau. 15. Abonnements-Vorstellung. **P. P. E.**

Dutzend- und Serienbillets haben Giltigkeit.

Die Regimentstochter.

Komische Oper in 2 Akten nach dem Französischen von **Carl Gollnick.** Musik von **Donizetti.**

Regie: **Josef Miller.** Dirigent: **Franz Götze.**

Personen:

Die Marchesa von Maggiorivoglio . .	Anna Kutscherra.
Sulpiz, Feldwebel	Josef Miller.
Tonio, ein junger Schweizer	Emil Gorani.
Maria, Marketenderin	Elsa von Prosky.
Die Herzogin von Craquitorpi	Filomene Staudinger.
Hortensio, der Marchesa Haushofmeister	Ernst Arndt.
Ein Notar	Alexander Calliano.
Ein Korporal	Emil Davidsohn.
Ein Bauer	Heinrich Scholz.

Die Handlung spielt in der Gegend von Regenow im Jahre 1815, der 2. Akt aber 1 Jahr später auf dem Schlosse der Marchesa.

Hierauf:

Großes Balletdivertissement.

Arrangirt von der Balletmeisterin **Leopoldine Gittersberg,** ausgeführt von derselben, **Anna Bartel, Selma Pastöwski** und dem Corps de Ballet.

Spiel-Plan.

Dienstag. 16. Abonnements-Vorstellung. P. P. A. Dutzend- und Serienbillets haben Giltigkeit. **Das Glück im Winkel.** Schauspiel.

Mittwoch. 17. Abonnements-Vorstellung. P. P. B. Dutzend- und Serienbillets haben Giltigkeit. **Der Troubadour.** Oper von Verdi.

Donnerstag. 18. Abonnements-Vorstellung. P. P. C. Dutzend- und Serienbillets haben Giltigkeit. **Das bemooste Haupt oder Der lange Israel.** Schauspiel von Benedix.

Bissauer Speisekartoffeln.

Meine anerkannt besten, gesiebten und mit der Hand verlesenen

Daberschen ff. Speisekartoffeln

empfehle pro Centner mit 2 Mark frei Haus zum Winter-Einkauf. Proben werden im Comtoir **Hundegasse 57** verabfolgt und Bestellungen dort per Karte erbeten. (19820

Bissau bei Kokoschken.

R. Schellwien.

Verein Frauenwohl.

Der **Unterricht** in den **Bildungsabenden** beginnt **Montag, den 12. Oktober, $8\frac{1}{2}$ Uhr Abends,**

Johannisgasse No. 24.

Unterrichtsfächer: Deutsch, Rechnen, Schönschreiben.

Honorar für 1 Fach den Winter über **2 M,** jedes weitere Fach **1 M mehr.** (19217

Anmeldungen bei Frl. **Nathan,** Breitgasse Nr. 2, von 12—2 Uhr.

Stern'sches Conservatorium der Musik.

Berlin SW. Gegründet 1850. **Wilhelmstraße 20.**

Director: **Professor Gustav Hollaender.**

Beginn des Wintersemesters 1. September. Aufnahme jederzeit.
Prospecte kostenfrei durch das Secretariat.

Eine **altrenommirte Kulmbacher Export-Bierbrauerei sucht** mit einer gut eingeführten (20297

Bierhandlung,

welche geneigt wäre für eigene Rechnung den **Verlag für Danzig und Umgebung zu übernehmen,** in **Verbindung zu treten.**

Gefl. Offerten unter J. S. 7866 an **Rudolf Mosse,** Berlin SW., erbeten.

Max Koberg,

Zwiebackfabrik und Versandt.
Münster i. W.,
gegründet 1859,
empfiehlt

feinsten Guß- und Butterzwieback

in Postpacketen.
Versandt gegen Nachnahme.
Packung frei. (18293

Malerarbeiten w. bill., saub. u. gut hierorts auch außerh. ausgef. Auftr. erb. **L. Wallat,** Schw. Meer 25, Hof, I.

Hierzu eine Beilage.

Beilage zu Nr. 234 des „Danziger Courier“.

Kleine Danziger Zeitung für Stadt und Land.

Sonntag, 4. Oktober 1896.

Bismarck und Treitschke.

In dem Oktoberheft der „Deutschen Rundschau“ veröffentlicht Paul Bailleu den ersten bis 1866 reichenden Theil einer biographischen Studie über Heinrich v. Treitschke mit einem Anhang von Briefen des Verewigten, die ihm von den Hinterbliebenen und von anderer Seite zur Verfügung gestellt sind. Neben sehr charakteristischen Briefen von G. Freytag, R. Haym und anderen, die nur auszugsweise mitgetheilt werden, verdient besonderes Interesse ein bisher unbekannter, von Bailleu vollständig veröffentlichter Briefwechsel zwischen Bismarck und Treitschke, unmittelbar vor Ausbruch des Krieges von 1866, über welchen wir nach den uns freundlichst überlassenen Aushängebogen hier einige Mittheilungen machen können.

Bereits im Jahre 1865 hatte Treitschke sich an Bismarck gewandt wegen Benutzung des preußischen Staatsarchivs, zu der ihn Bismarck am 15. Dezember 1865 in einem eigenhändigen Schreiben ermächtigt. Als dann der Krieg mit Oesterreich auszubrechen drohte, richtete Bismarck zu Anfang Juni 1866 durch den preußischen Vertreter in Karlsruhe an v. Treitschke, damals bekanntlich Professor in Freiburg im Breisgau, die Aufforderung, nach Berlin zu kommen. Treitschke erwiderte (Schreiben vom 4. Juni) mit der Bitte um nähere Angabe darüber' zu welchem Zwecke er nach Berlin kommen solle. Er verwies auf seine Stelle als badischer Staatsdiener, fügte aber die Versicherung hinzu, daß er sich verpflichtet halte, „seine beste Kraft dem Interesse des preußischen Staates zu widmen“.

„Ich halte“, so schrieb er an Flemming, „den Krieg, der uns bevorsteht, für gerecht und nothwendig, aber für das Gelingen der Bundesreformpläne scheinen mir einige Concessionen an die Opposition, namentlich die Herstellung des Budgetrechtes der Abgeordneten, unumgänglich. Die große Mehrzahl der Deutschen ist in erster Linie liberal und nur nebenbei national gesinnt. Darum werden ohne ein verändertes System im Innern die tüchtigsten Bundesreformpläne der königlichen Regierung in der Nation jene thätige Unterstützung nicht finden, deren sie doch bedürfen. . . . Kommt es zu einem Kriege, zu einer deutschen Politik im großen Stile, so treten diese Bedenken natürlich in den Hintergrund; in erster Reihe steht dann die Pflicht, Preußens gerechte Sache mit dem Schwerte und mit der Feder gegen Oesterreich und die kleinen Neider zu verfechten. Ich würde mich glücklich schätzen, an dieser Arbeit einen bescheidenen Antheil zu nehmen; nur bitte ich, nicht zu vergessen, daß meine Unabhängigkeit mein bestes Gut ist, und ich nicht daran denken darf, sie aufzugeben.“

Wenige Tage später, am 7. Juni, schrieb Treitschke aus Freiburg direct an Bismarck:

„Die formellen Bedenken, welche meiner Reise nach Berlin im Wege stehen, sind nicht unüberwindlich. Gewänne ich wirklich die Ueberzeugung, daß meine Anwesenheit in Berlin nicht ganz unnütz sei, so würde ich mich verpflichtet halten, meine Professur, selbst auf etwas tumultuarische Weise, niederzulegen. Anders steht es mit einem grundsätzlichen Bedenken. Ich habe aus dem Gange, den die königliche Regierung bisher genommen hat, nicht die Hoffnung schöpfen können, daß ich ihr meine Dienste widmen dürfe, und ich kann bis jetzt nicht die feste Zuversicht auf das Gelingen der deutschen Bundesreform gewinnen. . . . Mir scheint die unbedingte Anerkennung des Budgetrechts der Abgeordneten als eine unabweisbare Nothwendigkeit; keine Kunst der Welt wird je einen preußischen Landtag zu Stande bringen, der auf dieses Recht verzichtet. Gestatten mir Ew. Excellenz die Bemerkung, daß diese Rechts- und Freiheitsfrage sehr leicht zu einer Machtfrage für Preußen werden kann. Ueber die nichtswürdigen Gesinnungen mehrerer süddeutschen Höfe wird das Berliner Cabinet im Klaren sein. Was diese Höfe abhält, mit fliegenden Fahnen in das k. k. Lager überzugehen, ist nur die dem Kleinstaate angeborene Thatenscheu und die Ungewißheit über die Stimmung des eigenen Volkes, das heute noch schwankt zwischen seinem Preußenhasse und seiner nebelhaften Sehnsucht nach dem Parlamente. Fällt nun, was ich nicht glaube, aber auch nicht für unmöglich halte — die erste Schlacht ungünstig für uns aus, und ist dann der Conflict in Preußen noch nicht beigelegt, so wird die Bosheit der kleinen Höfe, des rothen Radicalismus und der starken österreichischen Partei im Süden voraussichtlich mächtiger sein als alle Gegenbestrebungen wohlmeinender Patrioten, und der Süden sich an Oesterreich anschließen. Ich finde es entsetzlich, daß der bedeutendste Minister des Auswärtigen, den Preußen seit Jahrzehnten besaß, zugleich der bestgehaßte Mann in Deutschland ist. Ich finde es noch trauriger, daß die tüchtigsten Bundesreformgedanken, welche je eine preußische Regierung vorgelegt hat, in der Nation mit so schmachvoller Kälte aufgenommen werden. Aber dieser Fanatismus der liberalen Parteigesinnung besteht, er ist eine Macht, mit der man rechnen muß. Die Herstellung des Budgetrechts und die fortreißende Kraft des Krieges — das sind nach meinem Ermessen die einzigen Mittel, die verirrte öffentliche Meinung wieder zur Besinnung zu bringen. Selbst nach einem Siege unserer Waffen wird, wenn der Conflict im Innern nicht beigelegt ist, das unüberwindliche Mißtrauen der Liberalen den Bundesreformplänen die größten Schwierigkeiten bereiten. Ew. Excellenz sind unserem Lande durch die Gnade des Himmels fast wunderbar erhalten worden. Möchte es Ihnen auch gelingen, den Frieden im Innern herzustellen, der für das Gelingen Ihrer groß gedachten nationalen Pläne nothwendig ist. So lange ich außerhalb Preußens lebe, ist meine publicistische Aufgabe leicht. Sobald ich mit der königlichen Regierung in irgend eine Beziehung trete, müßte ich auch an meinem Theile die Verantwortung für ihre innere Politik übernehmen; und dies ist mir unmöglich, so lange der Rechtsboden der Verfassung nicht hergestellt ist. Empfangen Ew. Excellenz meine herzlichsten Wünsche zu dem Beginn des großen Kampfes, der jetzt wohl endlich ausbrechen wird.“

Graf Bismarck selbst erwiderte hierauf mit folgendem Briefe (11. Juni):

„Ew. Hochwohlgeboren sage ich meinen verbindlichsten Dank für Ihr gefälliges Schreiben vom 7. d. M. und die Offenheit, mit welcher Sie meiner Aufforderung entgegnet haben. Ich will dieselbe mit gleicher Offenheit erwidern. Die formellen und äußeren Bedenken halte ich mit Ihnen nur für Nebensache. Wenn Ihre Stellung in Baden durch Ihre Thätigkeit für Preußens deutsche Interessen unmöglich oder gefährdet würde, so würden wir uns glücklich schätzen, Ihnen in Preußen einen Ersatz zu bieten. Aber ich ehre Ihr grundsätzliches Bedenken; und ich fühle vollkommen, wie es Ihnen, wenn Sie in Preußen in bestimmter Beziehung zur Regierung wären, schwerer als im Auslande sein würde, die innere und äußere Politik zu trennen und alle Ihre Thätigkeit für die letztere mit dem Gegensatz gegen die erstere zu verneinen. Ich sehe zwar auch diesen Gegensatz nicht als unversöhnlich an; ich weiß aber noch nicht, wie weit es meinen ernsten Bemühungen gelingen wird, eine Versöhnung herbeizuführen. Möglich, daß ich auch dafür einmal auf Ihre versöhnende und ausgleichende Mitwirknng hoffen kann! Bis dahin lassen Sie uns zusammen wirken auf dem Felde, auf dem wir es mit gutem Gewissen können: der deutschen Politik Preußens. Ich bin bereit, Sie auch nach Heidelberg hin (sic!) in möglichster Vollständigkeit mit allem dazu erforderlichen Material zu versehen. Ich beginne damit, indem ich Ihnen anliegend die Grundzüge der Bundesreform übersende, wie ich sie, allerdings immer nur als einfaches Skelett, zur Grundlage unserer Berathungen mit dem Parlament habe ausarbeiten und gestern den deutschen Regierungen habe mittheilen lassen. Wir denken dieselben auch nächstens in die Oeffentlichkeit zu bringen; und, da dies voraussichtlich mit dem Beginn der kriegerischen Action zusammenfallen wird, beabsichtigt Se. Majestät der König ein Manifest an die deutsche Nation zu erlassen, um sich über die Natur dieses Kampfes und über die Ziele seiner eigenen nationalen Politik auszusprechen. Möchten Sie, geehrter Herr Professor, einen Entwurf zu einem solchen Manifest ausarbeiten und mir, freilich in wenigen Tagen, zusenden? Sie kennen und fühlen selbst die tieferen Strömungen des deutschen Geistes, an welche man sich in so ernsten Augenblicken wenden muß, um den rechten Anklang zu finden, und werden die warme Sprache reden, die dieser Anklang hervorruft . . .“

Trotz seiner „grenzenlosen Verachtung“ — so sagt er selbst — gegen die Parteifanatiker der Fortschrittspartei lehnte Treitschke auch diesen Ruf Bismarcks ab, in Bedenken wegen der Lösung des inneren Conflictes in Preußen, in Sorge um sein kostbarstes Gut, den Ruf seiner Unabhängigkeit. Er erwiderte Bismarck (14. Juni), der Bundesreformplan erscheine ihm als ein Meisterwerk, und nach zwei gewonnenen Schlachten würden wohl auch die deutschen Höfe dafür zu stimmen sein; aber ein befürwortendes Manifest zu schreiben, verweigerte er, wie er bemerkte, „mit tiefem Schmerze“.

„Es ist“, so schreibt er an Bismarck, „sehr wünschenswerth, daß das Manifest warm und eindringlich geschrieben sei; ungleich wichtiger bleibt doch, was darin gesagt wird. Und fragten mich Ew. Excellenz, was gesagt werden müsse, so kann ich immer nur antworten: Das Mißtrauen der Nation gegen die königliche Regierung ist leider grenzenlos; um es zu mildern, giebt es schlechterdings nur ein Mittel — die Herstellung der verfassungsmäßigen Rechte des Landtages. Ist dies Mittel unanwendbar (und ich weiß nur zu wohl, daß die Verblendung der Fortschrittspartei eine Versöhnung unendlich erschwert), so wird auch ein schön und groß geschriebenes Manifest in der Masse der Nation keinen Wiederhall finden. Die Zahl der wirklich politischen Männer, welche sich über den Parteistandpunkt zu erheben vermögen, ist in Deutschland verschwindend gering. Worte sind dann machtlos; nur von siegreichen Schlachten können wir dann noch eine Umstimmung der Nation erwarten. . . .“

Man sieht, welche Bedeutung auch ein Mann wie Treitschke dem inneren Conflict in jedem Augenblicke beimaß; und in der That bedurfte es erst „siegreicher Schlachten“, um eine „Umstimmung“ der Nation herbeizuführen. Interessant aber wäre es, festzustellen, ob der ernste und drängende Rath Treitschkes, den Verfassungsstreit in Preußen beizulegen, auf Bismarck irgend eine Wirkung gehabt hat. Bailleu hält es wenigstens für nicht unwahrscheinlich. Er erinnert daran, daß nur wenige Tage nach Empfang des letzten Schreibens von Treitschke Bismarck selbst den damaligen Vicepräsidenten des Abgeordnetenhauses Herrn v. Unruh zu sich beschieden und in einer langen Unterredung, über die Unruh selbst in seinen Denkwürdigkeiten ausführlich und glaubhaft berichtet, die Möglichkeit einer Ausgleichung des inneren Haders erörtert hat.

Erinnerungen an Napoleon III.

Der Engländer Sir William Fraser, der mit Napoleon III. von der Zeit seiner Verbannung in London bis nahe vor seinem Tode hin und wieder in Berührung kam, hat kürzlich seine Erinnerungen an ihn veröffentlicht „Napoleon III. My recollections“ (London, Sampson Low). — In der englischen Hauptstadt versuchte der napoleonische Prinz, der damals als ein nicht ernst zu nehmender Abenteurer und Thronprätendent galt, vergebens, seine mißliche finanzielle Lage durch eine reiche Heirath in eine glänzende zu verwandeln. Von zwei britischen Erbinnen, die Sir Fraser persönlich bekannt waren, holte er sich regelrechte Körbe. Das Merkwürdige aber ist dabei, daß die Eltern der einen „Cambden House“, Chislehurst, bewohnten, wo der Prinz sie ihrer Tochter wegen häufig aufsuchte und wo er bekanntlich viele Jahre später als verbannter Kaiser seine letzten Lebensjahre verbrachte. Uebrigens scheint sich Louis Napoleon in dem einen Falle wenigstens die Abweisung nicht allzu sehr zu Herzen genommen zu haben, denn er fuhr, als die junge Dame sich bald darauf mit einem anderen verheirathete, in Begleitung ihres Bruders nach dem Landsitz, wo die Hochzeit stattfand und erzählte diesem bei jener Gelegenheit die bisher völlig unbekannte Thatsache, daß Louis Philipp die geheime Zustimmung zu seiner Flucht von Ham gegeben und ihm zur Ausführung zehn Tage bewilligt habe.

In Sir William Frasers Besitz befindet sich das Buch, in welchem Napoleon III. auf Schloß Bellevue

In der Brandung.

Zeitroman von **Schulte vom Brühl.**

45) [Nachdruck verboten.]

Heinrich erhob sich bald, um die Frau Pfarrerin nicht länger in ihren häuslichen Beschäftigungen zu stören. Er ließ sich die Richtung zeigen, nach welcher der Pfarrer in den Wald gegangen war, und watete bald mühsam durch den gelben, heißen Sand den Bäumen zu, unter denen der Weg fester wurde. Nach einem halben Stündchen gelangte er auf eine Anhöhe, von der aus sich ein schöner Blick auf das Meer und die Halbinsel Mönkgut aufthat. Man hatte dort einen kleinen Platz von Eichen- und Buchengestrüpp gesäubert und eine Naturbank errichtet. Ein einsamer Herr, ganz in die Betrachtung der Landschaft versenkt, saß dort; Heinrich erkannte in ihm alsbald den Gesuchten. Die hagere Gestalt, die in einen etwas abgetragenen und, wie es schien, an den Nähten aufgefärbten schwarzen Tuchanzug gehüllt war, sowie das bläßliche, schmale Gesicht ließen ahnen, daß der Pfarrer keinem üppigen Lebensgenuß ergeben sein könne. Er hatte seinen weichen schwarzen Filzhut, der in's Grünliche schillerte, neben sich gelegt und ließ den Seewind in seinem halblangen, semmelblonden Haare spielen. Freundlich blickten seine blaßblauen Augen den Ankommenden an; er neigte grüßend das Haupt und verzog sein Antlitz zu einem verbindlichen Lächeln, als der Doctor seinen Hut lüftete und höflich fragte, ob es gestattet sei, auch auf der Bank Platz zu nehmen.

„Oh, ich bin stets erfreut, wenn sich jemand an diesen Ort verirrt, der die Allmacht und Liebe des Schöpfers in einem so schönen Bilde zeigt. Sehen Sie dieses glänzende, in allen Tinten schimmernde Meer, den tiefblauen Himmel darüber mit den leuchtenden, weißen Wolken, den von schaumgekrönten Wogen umkränzten, hellen Strand, die dunkeln Wälder und die friedlichen Hütten armer, von der Ernte des Meeres lebender Fischersleute! Es ist nur ein winzig, ein ganz klein winzig Stückchen der Schöpfung, aber wem, sei er, weß Namens und weß Glaubens er auch immer sei, möchte sich nicht das Empfinden im Herzen regen: „O Herr, deiner Werke sind groß und viel!“

„Recht hat er, aber er scheint inzwischen unter die Schwärmer gegangen zu sein“, dachte Heinrich bei sich, indeß er noch einmal das ganze Bild des Mannes umfaßte.

„Ich stimme Ihnen vollkommen bei, mein Herr“, sagte er. Dann, sich neben ihm niederlassend, schlug er ihm plötzlich klatschend mit der flachen Hand auf das dürre Knie und rief: „Ja, altes Haus, die bei uns daheim im „Elephanten“ des Abends ihren Schoppen stechen, die haben von so 'was freilich keine Ahnung.“

Der Pfarrer fuhr zusammen. Schrecken und Staunen malten sich auf seinem Antlitz. Sein Mund öffnete sich unwillkürlich und mit weit aufgerissenen Augen starrte er den seltsamen Fremden an.

„Zum Donner!“ lachte Heinrich, „kennst du denn den Heinz Neuhoff nicht mehr?“

Da sprang der Andere in die Höh', faßte den Doctor an den Schultern, sah ihm einen Augenblick prüfend in's Gesicht und äußerte, mit einem Schluchzen in der Stimme: „Weiß der liebe Gott, ja, du bist es, Heinz! Du hast dir einen Vollbart wachsen lassen, und deine Stirn erscheint mir anders, ausgearbeitet von Streben, Denken und Erfahrung! Aber das sind noch deine alten, blitzenden Augen. Wie konnte ich dich denn nicht sogleich erkennen!“ — —

„Das ist recht! Das ist recht! Und eine größere Freude ist mir nicht geworden, seit mir meine Marie den zweiten Knaben schenkte“, versicherte er, als ihm Heinrich erzählte, auf welche Weise er dazu gekommen sei, ihn aufzusuchen.

„Ja, du scheinst mir nach dem, was ich sah, glücklich verheirathet und ich gratulire dazu“, sagte Heirrich lächelnd. „Aber ein Bischen eilig hast du's gehabt mit dem Hausstandgründen. Noch keine vier Jahre sind's her, daß wir bei mir daheim öfter zusammen waren, und nun hast du's schon so weit gebracht.“

Justus erröthete. „Ach“, meinte er, „das kommt alles so von selbst. Du weißt, ich erhielt damals die kleine Hilfspredigerstelle. Und dann lernte ich meine Frau kennen, die Kindergärtnerin war. Und da wir beide nicht zu den Verwöhnten und Anspruchsvollen gehören, nun, so heiratheten wir alsbald. . . . . Es ist ja wahr, wir müssen uns einschränken, besonders, seitdem die Kinder da sind. Sie kosten Geld, sag' ich dir. Aber wir fühlen uns zufrieden und haben noch nichts bereut.“

„Und mit deinem geistlichen Berufe scheinst du dich auch gut abgefunden zu haben. Du gestandest mir damals, daß du dich nicht aus eigener Wahl auf die Theologie geworfen hättest.“

„Ja, ja“, erwiderte Justus sinnend. „Es wird wohl so gewesen sein. Aber wenn uns die eiserne Nothwendigkeit erst lehrt, uns in eine Sache hineinzufinden, dann kommt man am Ende gar dazu, ihr eine gute Seite abzugewinnen. Wohl ist es richtig, ich mochte und mag auch jetzt meinen bescheidenen Geist nicht beugen unter das Joch kirchlicher Dogmen und positiver Buchstaben; aber je mehr ich mich von Schatten, die ich in meinem Berufe fand, abkehrte, um so strahlender ging mir die Sonne der Erkenntniß auf in den Büchern der christlichen Heilsgeschichte. „Suchet, so werdet ihr finden“, dies war der Spruch, der laut und tröstend in mir erklang, und ihm bin ich nachgefolget. Ich habe, um der von der Noth der Zeit bedrängten Mitmenschheit ersprießlich zu sein, Samenkörner gesucht und habe sie gepflanzt und gepflegt. Sträucher sind schon daraus geworden und Bäume werden noch daraus erwachsen, in deren Schatten die Menschheit ruhen könnte.“

„Er ist wirklich ein Schwärmer geworden in den paar Jahren seiner christlichen Ehe“, dachte Heinrich wieder bei sich, und mit einem Gefühl leiser Ironie blickte er den Pfarrer an, dessen Augen wie verklärt in die Weite schauten. „Ja, lieber Justus“, meinte er, „es möchte alles sehr schön sein, wenn man mit guten Sprüchen der Krankheit unserer Zeit beikommen könnte; dazu bedarf es aber leider noch anderer Factoren.“

Da schwand plötzlich das Salbungsvolle aus dem Wesen des Geistlichen; er lächelte fast überlegen und entgegnete: „Du scheinst mich wohl für einen jener Bibelgewaltigen zu halten, die ihre Denkfaulheit hinter Sprüchen und Sentenzen verstecken. Nein, nein, mein Lieber, ich ziehe stets meine Consequenzen und mache meine Probe, und habe auch meinem neuen Testamente nichts geschenkt. Das aber ist der Inbegriff, ist das A und das O aller volkswirthschaftlichen Erkenntniß: „Wer zwee Röcke hat, der gebe dem, der keinen hat.“ Du darfst das freilich nicht allzuwörtlich nehmen und mußt den Spruch ergänzen: doch ehe du deinen zweiten Rock fortgiebst, so siehe zu, ob der zu Beschenkende Nutzen davon hat und ob er der Gabe würdig erscheint.“

„Das läßt sich eher hören“, bemerkte der Doctor. „Du hast mir ja früher schon gestanden, daß du eine Vorliebe für Lösung socialer Fragen hättest. Wenn dir dein Amt Gelegenheit giebt, dich praktisch damit zu beschäftigen, so freut mich das für dich.“

Justus kam nun in sein Fahrwasser. Er faßte den Freund unter den Arm und so gingen sie den Weg durch den Wald zurück, der Pfarrer seine Theorien entwickelnd und mit Bibelsprüchen nicht kargend, und Heinrich eifrig zuhörend. Die originellen Auseinandersetzungen seines Begleiters fingen an, ihn in der That zu fesseln, und als sich beide, am Ende des Waldes angelangt, im Angesicht des friedlich im Sonnenschein liegenden Fischerdorfes auf eine Bank niederließen, bekannte der Doctor: „Weißt du, Justus, daß ich's nur ehrlich gestehe, als ich dich da droben auf der Anhöhe fand und deine ersten Bibelsprüche auf mich niederregnen fühlte, machte ich mir seltsame Gedanken über dich.“

„Ja, wenn man so in sich hineinblickt, verliert man leicht die Controle über sich selbst“, meinte Justus. „Nun, ein Historiker wirft am Ende mit geschichtlichen Daten und ein Geograph mit Flüssen und Gebirgen um sich; ist's da verwunderlich, daß ich aus dem Hauptbuche meiner Erkenntniß ein paar Citate mehr anwende, als gerade nöthig sein mag?“

„Das war's nicht allein“, sagte Heinrich, „doch laß dich das nicht kümmern. Jedenfalls kann ich dir jetzt nach unserer kurzen Unterhaltung schon das Zeugniß ausstellen, daß du ein echter Christ bist, nebstbei aber auch ein so gründlicher Socialrevolutionär, daß ein getreuer Unterthan eigentlich die Polizei auf dich hetzen sollte.“

„Wer für seine Ueberzeugung lebt, muß sich auf Widersacher gefaßt machen“, entgegnete Justus. „Ich weiß mich eins mit der Lehre des erhabenen Gottmenschen, aber glaube mir, Heinz, es giebt Leute — und sie halten sich für fromme Leute —, die mir schon aufsässig sind und mich in meinem Amte bedrängen möchten.“

„Na, mir gefällst du wenigstens, das möge dich trösten“, rief Heinrich lustig. „Und ob du nun deine sociale Besserungsvorschläge aus den Lehren der griechischen Weisen oder aus denen Buddhas oder denen des neuen Testaments herausgesogen hast, das ist mir ganz einerlei.“

„Das freut mich, das freut mich!“ sagte Justus beglückt. „Und nun wollen wir uns auch das Mittagessen ordentlich schmecken lassen; du bist selbstverständlich unser Gast.“

Kaum jedoch war ihm das Wort entflohen, so erschrak er innerlich und meinte dann kleinmüthig: „Freilich müßtest du vorlieb nehmen — sehr vorlieb nehmen. Wir führen nämlich einiges Küchengeräth mit uns und kochen selber; und dann ist hier nicht viel zu haben, Fische, eine leidliche Wurst, ein Glas mäßiges Bier.“

Heinrich dachte an das elende Stübchen, in dem er die Pfarrerin beschäftigt gefunden, und die Verlegenheit des Freundes wurde ihm sogleich begreiflich.

„Nichts da“, sagte er deshalb, „Ihr seid auf Besuch nicht eingerichtet, und wir wollen den Spieß einmal umkehren. Es wird hier wohl mit den Fleischverhältnissen nicht gut bestellt sein, aber es müßte doch merkwürdig zugehen, könnte man aus Fisch, einem schnell abgemurksten Huhn und aus irgend einer Eierspeise nicht in einer Wirthschaft ein nothdürftiges Menü zusammenbringen. Du, deine Eheliebste und deine Kleinen sind meine Gäste. Da giebt's keine Widerrede.“

Eine Stunde später saßen sie wirklich an einer leidlich bestellten Tafel und Heinrich hatte das wohlthuende Gefühl, daß er seinen Gästen einen seltenen Genuß verschaffe.

„Weißt du“, sagte Justus und drehte mit größtem Behagen ein Glas schauderbaren Weines vor sich auf dem bunten Tischtuch um die eigene Axe, „wir leben sehr mäßig und haben keinerlei Bedürfnisse; aber ich weiß doch das Gute wohl zu schätzen. Und wenn ich diese edle Gottesgabe so vor mir im Glase funkeln sehe, dann werde ich ordentlich gerührt.“

„Du bist doch ein guter Mensch“, erklärte der Doctor, „und von deinem Umgang könnte unsereins, dem das Mißvergnügen im Magen sitzt, nur profitiren. Ich glaube, du thätest ein gottgefälliges Werk, wenn du mit mir nach Putbus gingst, mir meine Einsamkeit ein wenig zu beleben. Deine Familie müßte natürlich auch mit.“

„Aber wo denkst du hin! Es wäre freilich sehr

in dem Augenblick las, als König Wilhelm nach der Schlacht bei Sedan dort eintraf, um mit dem gefangenen Kaiser die berühmte Unterredung zu haben. Es sind die „Essais de Montaigne“, und die Seite, aus welcher Napoleon III. für das unerhörte Mißgeschick, das ihn betroffen hatte, gerade Trost suchte, handelt von der Unsterblichkeit der Seele und der unvermeidlichen göttlichen Strafe, der die Schuldigen nach dem Tode anheimfallen, wenn sie es hienieden verstanden haben, sich der irdischen zu entziehen. Die Stelle, in der Montaigne sagt, daß zur Erhaltung der Körper die Grabgewölbe, zur Erhaltung des Namens der Ruhm bestimmt ist, mag den von seiner stolzen Höhe so jäh herabgestürzten Kaiser besonders zu ernster Selbstbetrachtung angeregt haben. Außer diesen „Essais“ hatte er sich aus der Bibliothek des Schlosses noch Bulwers Roman „Der letzte der Barone“ zur Lectüre ausgewählt. Den Sturz seines Thrones und seiner Dynastie erfuhr er, wie Fraser aus dem Munde eines Mannes hörte, der ihm sehr nahe stand und ihm auf der Fahrt nach Kassel das Geleite gab, auf dem Bahnhof zu Verviers, wo ein Zeitungsjunge beständig rief: „Sturz des Kaiserreiches! Flucht der Kaiserin!“ Der Gewährsmann Frasers wandte sich dann an Napoleon III. mit den Worten: „Meine Frau und meine Kinder befinden sich in Paris, Sire, gestatten Euer Majestät, daß ich dorthin zurückkehre?“ Der Kaiser erwiderte: „Gewiß, ich hoffe, daß wir uns bald unter glücklicheren Verhältnissen wiedersehen werden.“

Es ist allgemein bekannt, daß Napoleon III. trotz seines schweren körperlichen Leidens in der Verbannung das Auge mit scharfer Spannung auf Frankreich gerichtet hielt, um den günstigen Augenblick zur Rückkehr nach Paris und zur Wiederaufrichtung seines Thrones nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen. Der Engländer behauptet, aus sicherster Quelle zu wissen, daß der Plan dazu bereits bis in's Einzelne festgesetzt war und auch gewiß zur Ausführung gekommen wäre, wenn nicht der plötzliche Tod des Ex-Kaisers seinem Ehrgeiz für immer ein Ziel gesetzt hätte. Die Yacht eines gewissen James Ashbury, der Fraser unmittelbar vor seinem Tode in das Geheimniß einweihte, lag schon an der Küste bereit, um Napoleon in irgend einem nördlichen Hafen Frankreichs zu landen. Sobald der Kaiser glücklich an's Land gestiegen war, wollte er sich sofort nach dem Lager von Chalons begeben, wo 40- bis 50 000 Mann zu Manöverzwecken versammelt waren, um an ihrer Spitze nach Paris zu marschiren. Das war freilich ein sehr abenteuerlicher Plan, aber abenteuerlich war ja der Beginn seiner öffentlichen Laufbahn gewesen, weshalb sollte es nicht auch das Ende sein? Daß zum Gewinnen an erster Stelle Wagen gehört, hatte er bei mehr als einer Gelegenheit, besonders aber beim Staatsstreich zu seinem Nutzen erprobt. Ueberdies drängte ihn zu jener Zeit, wie unter anderen auch einer seiner treuesten Anhänger, E. Loudun, in seinem Tagebuch verrathen hat, die bonapartistische Partei zu entschlossener That, indem hervorragende Männer derselben den Zeitpunkt zur Wiederherstellung der napoleonischen Dynastie für gekommen hielten. Sir W. Fraser hatte damals eine längere Unterredung mit dem Exkaiser und glaubte aus dessen Andeutungen herauszuhören, daß ihm für den Fall eines glücklichen Erfolges ein Krieg mit England als das sicherste Mittel vor Augen schwebte, seinem Sohn einen fest gestützten Thron zu hinterlassen.

Der türkische Kronprinz.

Es gehört nicht zum guten Ton in der Türkei, vom Thronfolger zu sprechen. Ein solches Wagniß kann unter Umständen die schlimmsten Folgen nach sich ziehen, denn die vielen Tausende im Solde des Palastes und der Pforte stehenden Spione haben ihre besondere Aufmerksamkeit dieser Frage zuzuwenden. Befragt man aber doch in Unkenntniß der Verhältnisse einen der Paschas oder sonstigen Großen des Reiches über die Thronfolge, so kann man sicher sein, stets als einzige Antwort jenes mit einer Aufwärtsbewegung des Kopfes verbundene Schnalzen der Zunge zu hören zu bekommen, das ungefähr bedeutet: Herr, laß mich in Ruhe. Es gilt wirklich für ein Verbrechen, sich über den Thronfolger zu unterhalten. Die Mehrheit der Bevölkerung weiß überhaupt nicht, wer Thronfolger ist. Die in der türkischen Regierung herrschenden Uebelstände sind zum großen Theil darauf zurückzuführen, daß der Sultan keine Berührung mit dem Volke hat, die Bedürfnisse desselben nicht kennt und bloß von Schmarotzern und Schmeichlern, die sich wiederum nur durch fortwährende Intriguen zu halten vermögen, umgeben ist. Die Folge ist beim Sultan beständiges Mißtrauen und Scheu vor festen Entschlüssen. Dazu kommt das Mißtrauen gegen den Thronfolger. Im Reiche der Osmanen ist die Thronfolge derart geregelt, daß nicht der älteste Sohn des Sultans, sondern das nächstälteste Mitglied der Familie Anspruch auf diese hat. Diesem Umstande ist wohl auch zuzuschreiben, daß in der Türkei der Thronfolger weder zur theilweisen Abnahme der repräsentativen Pflichten des Sultans herangezogen, noch auch durch seine Erziehung, wie anderwärts, auf seinen künftigen Beruf vorbereitet wird. Die kaiserlichen Prinzen, von denen man annehmen darf, daß sie den Thron des Khalifen besteigen könnten, werden von den jeweiligen Sultanen wie Gefangene behandelt. Sie können sich innerhalb der Mauern ihrer stets stark bewachten Paläste allen Ausschweifungen hingeben, zu ihrer Erziehung und Ausbildung für die schwierige Stellung eines Herrschers wird indessen nicht ein Para verwandt. Der jetzige Thronfolger ist Reschad Effendi, der jüngere Bruder des Sultans. Seit drei Jahren ist er nicht mehr in Konstantinopel gesehen worden. Kam er früher von Zeit zu Zeit in die Stadt gefahren, so ritten stets sechs bis acht Späher in Civil hinter seinem Wagen. Wer es riskirte, ihn zu grüßen, konnte sicher sein, dem Arme der „Gerechtigkeit“ zu verfallen. Seitdem bewohnt Reschad Effendi den mit Wachen umgebenen Palast von Cindscherli Kuju, nächst Bujukdere, den er aber nicht mehr verläßt. Leute, die ihn kennen, schildern ihn als einen rohen und verbissenen Alttürken. Sein Gesichtsausdruck ist finster und mißtrauisch und seine kleine Umgebung hat sehr unter seinen üblen Gewohnheiten zu leiden. Als nächster Thronfolger gilt Jussuff Izzedin Effendi, der jüngere Bruder von Abdul Aziz. Auch ihm werden besondere Eigenschaften nicht nachgerühmt.

Mit dieser kurzen Charakterisirung der muthmaßlichen Thronfolger ist dargethan, daß es ziemlich einerlei ist, wer im Yildizkiosk herrscht. Aus ihrer Zurückgezogenheit, die einer Gefangenschaft gleicht, gelangen diese Prinzen plötzlich zu unumschränkter Macht und Gewalt. In dem Taumel, der sie hierbei erfaßt, übergeben sie, die immer noch einen hohen Begriff von der machtvollen Stellung ihres Reiches haben, denen aber selbst die geringste Kenntniß des Regierens mangelt, nur zu willig die Zügel der Regierung ihren Günstlingen. So haben es Abdul Aziz, Murad und Abdul Hamid gethan, so werden es auch Reschad und Izzedin thun. An den Verhältnissen könnte daher durch bloße Absetzung des Sultans nichts geändert werden.

Vermischtes.

Schrullen eines englischen Millionärs.

Der jüngste Luxusartikel, schreibt ein Londoner Blatt, ist ein Glashaus unter Wasser. Ein reicher Mann, auf dessen Gütern sich ein größerer See befindet, ließ ihn jüngst trocken legen und errichtete an seiner tiefsten Stelle ein Haus mit drei Zimmern, Rauchzimmer Speisezimmer und Warteraum für die Bedienung. Das Skelett des Hauses besteht aus Eisen, und der Steinboden ruht auf einem Cementbett, während Wände und Dach aus sehr dickem Glas bestehen. Vom Bootshause am Ufer aus führte ein Gang unter dem Wasser zum Glashause, und zwischen künstlichen Seelilien, die oben zu schwimmen scheinen, mündet eine Rohrleitung, welche eine Luftzufuhr besorgt. An warmen Tagen ist der Aufenthalt dort unten unbeschreiblich schön. Die Luft ist sehr kühl, man hört keinen Laut, und es ist höchst interessant, die Fische zu beobachten, die durch die elektrischen Lichter angezogen werden. Das ist ganz entschieden ein origineller Luxusartikel, dessen Herstellung, nebenbei bemerkt, verhältnißmäßig wenig gekostet haben soll. Derselbe Millionär plant jetzt ein noch umfangreicheres Werk. Auf seinen Gütern steht eine Forst von zwei englischen Meilen Flächeninhalt. Diesen Wald will er nach innen zu abschließen, und zwar zunächst durch einen tiefen und breiten Graben, sodann durch ein starkes Eisengitter und schließlich durch einen hohen, dicken Steinwall. In den derart geschaffenen Raum will er alle erhältlichen Arten von wilden Thieren hineinlassen, Löwen, Tiger, Elephanten und was sonst zu haben ist, um festzustellen, ob sie im englischen Klima in der Freiheit leben können und mit einander sich vertragen. Ein Netzwerk von unterirdischen Gängen führt in zahlreiche Steinthürme, die an verschiedenen Stellen der Forst errichtet werden, und von denen aus gedenkt er in aller Sicherheit zu beobachten und die Gewohnheiten der Thiere zu studiren, während sie so gut als in Freiheit leben.

Ein Artistentrik.

Ueber eine neue Trapeznummer, die in Paris zu sehen ist, wird der „Artistentribüne“ geschrieben: Auf dem Programm ist eine Trapeznummer, ausgeführt von einer Dame, Mlle. Lydia, angezeigt. Der Vorhang hebt sich, die Musik beginnt, bricht aber gleich wieder ab, da die Künstlerin nicht auftritt. Der Regisseur läuft erregt über die Bühne. Es muß etwas vorgefallen sein. Das Publikum wird unruhig. Hat sich vielleicht gar ein Unglück zugetragen? Ruhig, jetzt wird das Räthsel gelöst werden. Der Regisseur giebt zu verstehen, daß er sprechen will. Und er macht bekannt, daß die Direktion um Nachsicht bitten läßt — die Künstlerin sei nicht eingetroffen. Vielleicht befindet sich im Publikum eine Dame, fügt er zögernd hinzu, welche an Stelle der Künstlerin die Nummer ausführen würde. Natürlich meldet sich niemand. Verlegen wiederholt der Regisseur sein Anliegen. Da erhebt sich in einer Proszeniumsloge eine vornehm gekleidete junge Dame. „Ich werde es thun!“ ruft sie aus und macht schon Miene, nach der Bühne zu eilen. Ein älterer Herr neben ihr, wohl ihr Vater, hält sie zurück. „Was willst du thun? Das geht nicht! Auf der Bühne turnen? Unmöglich!“ „Laß mich!“ schmeichelt sie. Der Versuch, sie zurückzuhalten, mißglückt, sie eilt davon der Aufforderung des Regisseurs zu entsprechen. Wirklich erscheint sie auf der Bühne. Der Vater ist, indem er sich über die Logenbrüstung schwingt, sofort neben ihr. Noch einmal versucht er die Tochter von dem Vorhaben abzubringen, aber schon pendelt sie am Trapez. Das Jacket ist ihr hinderlich. Sie zieht es aus und versucht einen Aufzug. Er gelingt nicht recht, und so wird Stück für Stück der Kleidung vom Leibe entfernt, bis die Künstlerin im Trikot vor uns steht.

Passionsspiele in Frankreich.

Der Erfolg, den die Passionsspiele in Deutschland, in der Schweiz und neuestens auch im deutschen Böhmerwald aufzuweisen haben, hat den französischen Clerus ermuthigt, einen Versuch mit der Aufführung von geistlichen Stücken zu machen. So wird seit kurzem in Menil-en-Xaintois im Vogesendepartement auf einer kleinen Bühne ein religiös-historisches Drama dargestellt, welches das Leben und die Thaten der Jungfrau von Orleans verherrlicht. Die Vorstellungen, die besonders bei der royalistischen Partei materielle und moralische Förderung finden, üben auf die Bevölkerung, namentlich der umliegenden Ortschaften, eine große Anziehungskraft aus. Wie nun aus dem bretonischen Städtchen Roscoff gemeldet wird, trägt sich der dortige Pfarrer mit dem Plan, ein Theater für Passionsschauspiele zu errichten. Dieser Plan, der auch hier die thatkräftigste Unterstützung der Royalisten erfährt, hat unter den Bauern großen Anklang gefunden, und schon im nächsten Frühjahr soll mit den Vorstellungen begonnen werden. Das Passionsdrama des Pfarrers von Roscoff stammt aus dem Jahre 1402, wo es zum ersten Mal in einem Pariser Hospital von der Passionsbruderschaft aufgeführt wurde.

Eine Neuerung im Fernsprechbetrieb.

In Worcester (Massachusetts) ist eine Verbesserung im Fernsprechbetrieb eingeführt worden, welche geeignet ist, den Dienst der Vermittelungsämter zu erleichtern. Diese Neuerung besteht darin, daß auf dem Vermittelungsamte ein kleines elektrisches Lämpchen zum Glühen kommt, sobald ein an die Fernsprechleitung Angeschlossener den Hör-Apparat vom Haken des Apparates nimmt; steckt nun der Beamte den einen Stöpsel seines Schnurpaares in die Klinke neben der glühenden Lampe, um mit dem Anrufenden sich zu verbinden, so erlischt das Lämpchen. Nachdem der Beamte die gewünschte Anschluß-Nummer gehört hat, steckt er den anderen Stöpsel in die entsprechende Klinke, wobei alsbald die daneben befindliche Lampe erglüht, aber sogleich wieder erlischt, sobald der Angerufene seinen Hör-Apparat vom Haken nimmt. Auf diese Weise kann der Beamte ohne jede Thätigkeit seinerseits ersehen, ob die Verbindung zwischen Anrufer und Angerufenem hergestellt ist. Hängen die Verbundenen ihre Hör-Apparate wieder an die Haken, so erglühen beide Lämpchen neben den Stöpseln, woraus der Beamte ersieht, daß das Gespräch beendet ist. Zieht er in Folge dessen die Stöpsel wieder heraus, so erlöschen auch die Lampen.

* **Schlachthof-Poesie.** Ueber der Eingangsthüre zu den Geschäftszimmern des neuen Schlachthofes zu Apolda sind folgende Distichen als Inschrift angebracht:

Blutig ist ja dein Amt, o Schlächter, drum übe es menschlich.
Schaffe nicht Leiden dem Thier, das du zu tödten bestimmt!
Leit' es mit schonender Hand und tödte es sicher und eilig.
Wünschest du selbst ja auch: „Käme doch sanft mir der Tod!“

Verantwortlicher Redacteur Georg Sander in Danzig
Druck und Verlag von H. L. Alexander in Danzig.

---

hübsch, aber ein so theures Luxusbad“, rief der Pfarrer erschrocken.

„Putbus ein theures Luxusbad ist gut“, lachte Heinrich, „darüber aber wollten wir bald hinweg kommen. Ich würde dich und die deinen natürlich als meine Gäste betrachten.“

Justus und seine Gattin sträubten sich anfangs zwar mit aller Heftigkeit dagegen, diese Einladung anzunehmen, doch setzte Heinrich schließlich seinen Willen durch und zwar mit solchem Erfolge, daß sich Alle gegen den Abend hin auf dem Dampfer einstellten, der nach Lauterbach zurückfuhr.

Die Pfarrerin hielt sich, um die Männer nicht zu stören, mit den Kleinen still in der Kajüte, indeß jene auf dem Verdeck weilten und den Anblick der niedergehenden Sonne genossen.

Sie fuhren an einer kleinen, von herrlichster Eichenwaldung bestandenen Insel vorbei.

„Wie liegt sie so prächtig auf dem Meere“, sagte Justus, und ein Klang der Wehmuth zitterte in seiner Stimme. „Ihre Eichen sind mächtig. Wie ein Heer trotziger Recken ziehen sie sich den niederen Hügel hinan und wie mit Riesenfäusten greifen ihre Wurzeln in's Erdreich. Die Insel erinnert mich an unsere menschlichen Einrichtungen, an unsere stolzen Saatengebilde.“

„Inwiefern?“ frug Heinrich verwundert.

„Nun, die Unklugheit hat, um ein jagdbares Wild in diesem meerumspülten Fleckchen Erde zu haben, ein paar kleine Thiere, Nager und Gräber zugleich, dort ausgesetzt. Und die Nager und Gräber haben sich vermehrt und sind Legion geworden und trotzten allen Versuchen, sie wieder auszurotten. Und sie haben das Erdreich durchwühlt und ihre Wohnung tief unter den Wurzeln der stolzen Eichen angelegt. Unterwühlt ist die ganze Insel, und wenn die Winterstürme die Fluthen von Osten heranwälzen, so werden sie weiterspülen und nagen, wo die Erdhasen gewühlt haben. Wer weiß, wie nahe der Untergang des stolzen Inselchens ist! Und wie dort, so wühlen und nagen auch Unzählige an den Staatengebäuden unseres Erdtheils. Sie wachsen in's Unermessene, die Schaaren der Unzufriedenen, und sie werden stürzen, was des Stürzens werth ist und auch Vieles, was des Bleibens würdig erscheint. Dann wird das Reich der Erkenntniß erwachsen.“

„Aber die Wühler werden doch keine Baukünstler“, warf Heinrich ein.

„Nicht die Wühler, aber die Riesen, welche mit festem Tritt unter sie schreiten und Schöneres erbauen auf den Trümmern dessen, was die Nager zu Fall brachten. O, glaube es mir, es wird besser werden, wenn das Morsche nicht mehr steht und das Faule seine Hülle verliert. Dann wird neues Heil der Menschheit erstehen und Wölfe werden zu Lämmern werden“, sagte der Pfarrer, in einen schwärmerischen Ton verfallend.

XXIII.

Der Pfarrer machte von der Gastfreundschaft Heinrichs nur den bescheidensten Gebrauch und ließ sich nicht bestimmen, in das Hotel am Circusplatze, in dem der Freund wohnte, einzuziehen. Er suchte sich vielmehr ein bescheidenes Privatlogis und Heinrich ließ schließlich seinen Einwand gelten, daß er am liebsten ungenirt wohne und daß seine Frau sich ohne Bedienung, wie sie sei, von spöttischen Kellnergesichtern in ihren Obliegenheiten nicht gern belästigt fühle. Die gute Frau bot dem Doctor überhaupt wenig Interesse; er überließ sie darum thunlichst sich selbst und war froh, daß er Justus ein paar Stunden täglich ganz für sich hatte und auch des Abends bei anregendem Gespräch eine gute Flasche mit ihm trinken konnte.

Heinrichs weltmännnisches Wesen, seine ungesuchte Eleganz und der Sarkasmus, den er oft in seinem Humor zeigte und der immer einen kleinen Stich in's Bittere hatte, machten im Verein mit der herzlichen Sympathie, die er für den Freund von jeher empfand, Eindruck auf den schlichten Sinn des Geistlichen.

An einem der ersten Abende schon zeigte er sich vor dem Zubettgehen daheim noch eifrig beflissen, mit Nagelbürste und Seife seine Gummistulpen zu reinigen.

„Ich glaube, Maria, ich müßte mich doch noch zu Leinwandmanschetten emporschwingen“, äußerte er dabei zu seiner Frau. „Diese Dinger hier riechen allzusehr nach Kampher, und wenn ich eine Bewegung mache, klappern die Knöpfe unharmonisch in den ausgestanzten Knopflöchern. Dich und mich genirt das ja nicht, aber ich habe die Empfindung, als wenn Neuhoff sich dabei dächte: lieber gar keine Manschetten, als solche. Das ist mir unbehaglich.“

„Du hast Recht, Justus“, stimmte ihm die Pfarrerin bei, die schon im Bette lag. „Er ist wirklich so artig und gastfreundlich mit uns, daß man auch seinen kleinen Schwächen Rechnung tragen kann.“

„Er ist gescheidt und von vornehmer Empfindung, aber durch seine große Wohlhabenheit etwas verzogen, so daß er den Culturfortschritt, der sich offenbar in der Erfindung der Gummistulpen ausprägt, niemals voll erfassen wird. Ich nehme ihm das nicht übel“, meinte er, indem er die Manschetten mit Befriedigung betrachtete und sie mit dem Handtuch abtrocknete.

Heinrich, der anfangs glaubte, daß ihn des Pfarrers offenbare Einseitigkeit bald ein wenig langweilen würde, trotzdem ihn dessen socialpolitisches Lieblingsthema an sich lebhaft interessirte, merkte bald mit Freuden, daß diese Einseitigkeit des Freundes keine fehlerhafte Grundveranlagung war, sondern nur aus den Verhältnissen entstanden sein mochte, unter denen er lebte. Der Pfarrer in seiner Mittellosigkeit hatte sich eben auf sich selbst zurückgezogen, und so konnten sich auch seine bei ihm entstandenen Theorien in der Reibung mit anderen Ansichten nicht schleifen und verbessern.

Heinrich machte sich nun ein besonderes Vergnügen daraus, dem in naturgeschichtlichen Dingen sehr wenig bewanderten Freunde die Schöpfung in einem gänzlich anderen Lichte zu zeigen, als in dem er sie bisher, kindlich harmlos fast, betrachtet hatte. Justus erschrak anfangs nicht wenig über die neuen Perspectiven, die sich ihm öffneten, und als ihn Heinrich mit einer gewissen Grausamkeit gar auf das ihm noch düstere Gebiet der natürlichen Schöpfungsgeschichte trieb und ihm klar machte, daß sein ganzes, wohllöbliches Geschlecht es nur der listigen Benutzung der Verhältnisse, der Anpassung an dieselben und der rücksichtslosesten Anwendung körperlicher und geistiger Waffen zu verdanken habe, wenn es sich in millionenjähriger Entwickelung vom Protoplasma, von der Zelle aus durch die verschiedensten niederen Thierformen hindurch bis zum Menschenaffen, zum Affenmenschen und schließlich bis zu dem wackeren Theologen Karl Justus entwickelt habe, da gerieth er förmlich in einen christlichen Zorn.

Sie standen bei dieser Verhandlung gerade an der hohen Granitsäule mit dem Standbilde des großen Kurfürsten, das diesem an der Meeresküste bei Neuenkamp, unfern des Ortes errichtet war, wo er vor mehr als zweihundert Jahren zur Vertreibung der Schweden landete, und Justus ließ seinen Blick unruhig über die weite Fläche des Meeres schweifen, sah dann empor zu dem Standbilde des Fürsten, um dessen Schwert der Seewind weitschallend in laut klagendem Tone pfiff, und meinte: „Vor wenig Tagen erst habe ich dir hier an dieser Stelle über die Worte: „Stecke dein Schwert in die Scheide“ meine Ansicht entwickelt und dir erklärt, warum mir die Schwertgewaltigen fast alle mehr oder minder verhaßt sind, unbeschadet ihres Ruhmes. Und nun willst du mich durch deine kaltherzige, ideallose Naturerkenntniß zwingen, die Waffe gewissermaßen gar als Sinnbild alles Fortschrittes zu verehren!“

Er bohrte seinen Stock mehrmals hastig in den Sand und erklärte schließlich: „Das muß ich mit mir austragen, so gern ich es ignoriren möchte!“

Die Sache ging Justus doch recht nahe. Einige Tage vermied er es, mit dem Doctor längere Spaziergänge allein zu machen, und pflegte sich unter irgend einem Vorwande zu drücken. Eines Morgens, als Heinrich am Thiergarten entlang ging und die mächtigen Damschaufler betrachtete, die nahe der Umzäunung wiederkäuend im Grase lagen, entdeckte er beim Weiterschreiten jenseits der Straße seitab vom Eingange eines Bierkellers den Freund, wie er, halb vom Gebüsch verdeckt, an einem einfachen Tische saß, die langen Beine weit von sich gestreckt, das Haupt tief gesenkt und sinnend in ein vor ihm stehendes Glas dünnen Bieres starrend. Der Doctor lächelte vor sich hin. „Der Theologe in der Krisis“, sagte er und schlug einen Seitenpfad ein. Am nächsten Tage aber schon schloß sich Justus, gleich als sei alles in bester Ordnung, wieder zu einem Spaziergange an. Er machte mehrmals den Ansatz zu einem Bekenntniß, schrak jedoch immer wieder zurück, wenn er das Lächeln des Freundes bemerkte. Endlich, im kühlen Waldesschatten, begann er einigermaßen verlegen: „Ich habe mir nun doch die Schöpfungsgeschichte reiflich überlegt.“

„Und willst des alten Moses vielberühmten Lehmkloß mit dem in die Nase geblasenen Odem immer noch nicht auf dem Altar der Wissenschaft opfern?“

Justus machte eine abwehrende Bewegung: „Du weißt, daß ich kein Buchstabengläubiger bin. Täglich corrigire ich an meinen Ansichten herum, setze Gutes an die Stelle des Schlechteren und Besseres an die Stelle des Guten. Aber diese Affengeschichte, die mir bislang nie recht klar war und mich wie ein wunderliches Märchen anmuthete, hat mich warm gemacht. Nun ist's, gottlob, überstanden, und ich habe mich auch mit diesem Punkt meiner Tagesordnung bereits abgefunden. — Und wenn ich nun bedenke, daß der allgütige Schöpfer in das niedrigste und kleinste Lebewesen, das Ihr Zelle nennt, einen so mächtigen Werdedrang legte, daß es in stetem Fortschritt sich weiter entwickelte durch riesige Zeiträume hindurch, und nicht nachließ im Streben, bis es sich, verbunden mit anderen, zum sogenannten Herrn der Schöpfung emporringen konnte, um sich nun bewußt weiter zu entwickeln und am Ende gar zu einem wirklichen geistigen Ebenbilde Gottes zu werden und den Thron zu verlangen, nicht nur aus Gnade, sondern auch aus eigenem Verdienst, dann muß ich meine Hände falten in Rührung und Bewunderung.“

„Das hast du wirklich gut gemacht, Justus!“ sagte Heinrich mit einer leichten Rührung, und er empfand ein Gefühl des Stolzes in sich, daß seine Lehre so gut anschlug.

Aber wie er auf den Freund einwirkte und eine kleine Revolution in dessen Innern hervorrief, so blieb auch der Pfarrer nicht ohne Einfluß auf ihn selber. (Fortsetzung folgt.)

Kleine Mittheilungen.

* **Eine tapfere Braut.** Mit den von Berlin abgefahrenen Hereros ist auch eine Weiße nach Hamburg mitgereist, in der Absicht, mit dem Wörmanndampfer sich nach dem Lande der Hereros zu begeben. Die Betreffende, ein neunzehnjähriges, elternloses Mädchen, welches als Verkäuferin in der Ausstellung angestellt war, ist die Braut eines Herero, auf dessen Zureden sie die Reise nach Afrika wagt.